



Mit Geflüchteten erlebt

Ehrenamtsgeschichten aus dem Landkreis Tübingen **SEITE 8**

Foto: Gerald Baiker

Editorial

Lebendige
Integration

SEITE 3

Interview

Ehrenamt – kein
Auslaufmodell!

SEITE 4

Vorwort

Ohne Ehrenamt
geht's nicht

SEITE 5

In eigener Sache

Wir sagen
Danke!

SEITE 68

Im Porträt

Die Ehrenamts-
koordinatorInnen

SEITE 69

Inhaltsverzeichnis

Editorial		Jürgen Hirning		Karin Veit	
Lebendige Integration	Seite 3	Ein Traktor voller Kinder	Seite 26	Herzensangelegenheit Kinder	Seite 48
Interview		Sarah Sötz		Ruth Blaum	
Ehrenamt – kein Auslaufmodell!	Seite 4	Falafel zur Hochzeit	Seite 28	Griff nach den Sternen	Seite 52
Grußwort		Martin Kreuser		Elmar Wütz	
Integration: Ohne Ehrenamt geht's nicht	Seite 5	Besser du isst dein trocken Brot	Seite 29	Faszination Parfüm – mehr als nur ein Duft	Seite 53
Helga Kuhn		Monika Petersen		Ronald Hauber und Martin Winter	
Schritt für Schritt	Seite 8	Die Sache mit der (Uhr)-Zeit	Seite 30	Das Anhörungsverfahren – ein Erfahrungsbericht	Seite 54
Jörg Kuhn		Monika Petersen		Angela Baer	
Was falsch gemacht!	Seite 10	Vorwärts in die Vergangenheit	Seite 32	Darf er jetzt bleiba, da Bua?	Seite 58
Jörg Kuhn		Khalat Mohammed		Felix Urich	
Nicht das letzte Hemd	Seite 10	Begleiter sein	Seite 34	Meine Begegnung mit arabischer Höflichkeit	Seite 60
Jörg Kuhn		Helmut Schneck		Dagmar Müller	
A Muggaseggele	Seite 11	Die Überfahrt	Seite 36	... und man bekommt so viel Schönes zurück	Seite 62
Sibylle Setzler		Ursula Probst		In eigener Sache	
Meine kleine Freundin Roz	Seite 12	Bodensee-Ausflug	Seite 37	Wir sagen Danke!	Seite 68
Eva Arnold-Schaller		Ursula Probst		Im Porträt	
Darf man(n) nackt durch Tübingen gehen?	Seite 14	Begleitung eines Schwerkranken	Seite 38	Die EhrenamtskoordinatorInnen stellen sich vor	Seite 69
Eva Arnold-Schaller		Karin Kontny			
Rassismus – was tun?	Seite 15	We are family	Seite 40		
Markus H.		Anneliese Gartner			
Jeder Einzelfall zählt	Seite 16	Begegnung	Seite 41		
Biggi Obermaier und Gufran Abo Hussen		Gustav Rechlit		Impressum	Seite 57
Familienzusammenführung – Ein langer Weg	Seite 18	Von Mummeln, Franzosen und allen Heiligen	Seite 42		
Barbara und Klaus Horrer		Heide Mattheis			
Gelungene Integration – etwas anders	Seite 21	Engagement trifft Realität – ein Blick zurück	Seite 44		
Renate Reinhard		Hans-Jörg Schlaich-Lindel			
Nicht Flüchtlingswelle, sondern Mensch	Seite 22	Sozialer Treffpunkt Fahrradwerkstatt	Seite 46		

Editorial

Lebendige Integration

Von Wolfgang Sannwald

Für uns bei tünews INTERNATIONAL war völlig klar: Die Erzählungen Ehrenamtlicher von ihrer Arbeit mit Geflüchteten gehören in unser Magazin! Wir verfolgen bei tünews INTERNATIONAL einerseits das Ziel, denjenigen, die hier angekommen sind, Sachinformationen in ihren Sprachen zu geben. Wir vermitteln, was ihnen im Alltag hilft. tünews INTERNATIONAL versteht sich darüber hinaus als eine Plattform für den Integrationsdiskurs. Integration ist, das zeigt die Wissenschaft, nie statisch, sondern ein Prozess. Dieser Prozess ist dabei nie einseitig. Vielmehr kommunizieren Hiesige, die schon länger hier sind, mit Denjenigen, die angekommen sind. Dabei gibt es Begegnungen und Erlebnisse. Diese

hinterlassen Erinnerungen. Und wir Menschen gründen unsere Ansichten und Überzeugungen ein Stück weit auf solche Erinnerungen. Es wäre deshalb schade, wenn die Erinnerungen privat blieben. Denn die vielen Erinnerungen, die bei der Integration entstehen, können uns auch gesellschaftlich weiterbringen.

Deshalb sind wir von tünews INTERNATIONAL sehr dankbar dafür, dass so viele, die sich ehrenamtlich für Geflüchtete engagieren, von ihrer Arbeit erzählt haben und dass Hanna Hahn mit den EhrenamtskoordinatorInnen die Geschichten gesammelt und aufbereitet hat. Das sind Geschichten, die einerseits zeigen, wie vielfältig und in welch hohem Maß sich Menschen ohne

finanzielle Gegenleistung für die Integration engagieren. Sie zeigen aber auch, welchen persönlichen Gewinn soziales und gesellschaftliches Engagement bringen kann, beispielsweise wenn sich regelrechte Freundschaften entwickelt haben.

Alle unsere Redaktionsmitglieder stimmen im Respekt vor der Leistung Ehrenamtlicher überein. Und sie empfinden die Erzählungen als etwas, das ihnen Mut macht. Gerade hinter scheinbar kleinen Integrationserlebnissen steckt Großes, stecken Botschaften von Hilfsbereitschaft, menschlicher Nähe und ganz viel gesellschaftlichem Engagement.

Ganz besonderer Dank gilt den ehrenamtlich Engagierten, die durch ihre Geschichten ihre Erlebnisse mit Geflüchteten für alle sichtbar gemacht haben:

Helga Kuhn, Jörg Kuhn, Sibylle Setzler, Eva Arnold-Schaller, Markus H., Biggi Obermaier, Gufran Abo Hussen, Barbara Horrer, Klaus Horrer, Renate Reinhard, Jürgen Hirning, Sarah Sötz, Martin Kreuser, Monika Petersen, Khalat Mohammed, Helmut Schneck, Ursula Probst, Karin Kontny, Anne-liese Gartner, Gustav Rechlitz, Heide Mattheis, Hans-Jörg Schlaich-Lindel, Karin Veit, Ruth Blaum, Elmar Wütz, Ronald Hauber, Martin Winter, Angela Baer, Felix Ulrich, Dagmar Müller.



tünews INTERNATIONAL versteht sich auch als Plattform für den Integrationsdiskurs.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Interview

Ehrenamt – kein Auslaufmodell!

tünews sprach mit Hanna Hahn, der Flüchtlingsbeauftragten des Landkreises Tübingen, die das Projekt „Ehrenamtsgeschichten“ initiiert und koordiniert hat.

Frau Hahn, wie entstand die Idee zu diesem Projekt?

Während meiner Zeit in Brüssel habe ich über mehrere Jahre in meiner Freizeit eine Romafamilie aus der Slowakei begleitet. Ich habe die verrücktesten Dinge erlebt und die ganze Palette der Emotionen durchgemacht. Mich interessiert was Ehrenamtliche im Landkreis erlebt haben. Und da bin ich nicht die Einzige.

Seit Februar 2019 sind Sie Flüchtlingsbeauftragte des Landkreises und Ansprechpartnerin für freiwillige Flüchtlingshelfer im Landkreis. Wollten Sie gleich mit dieser Idee starten?

Bei meinen ersten Besuchen der Ehrenamtskreise im Landkreis schlugen mir ganz andere Themen entgegen – da war zunächst Beziehungsarbeit gefragt. Im letzten Jahr haben wir gemeinsam mit den Ehrenamtskreisen über dreißig Veranstaltungen durchgeführt. Ob Fortbildung, Mülltrennungspantomime oder Coaching-Abend – fest eingeplant war stets ein informeller Austausch. So begegnet man sich und kommt ins Gespräch. Zum Beispiel über das, was Engagierte erleben. Und über gemeinsame Ziele in der Integrationsarbeit. Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt ist mir wichtig!

Die Zeit für die „Ehrenamtsgeschichten“ war nun offenbar reif. Was ist das Ziel des Projekts?

Mein Ziel und das Ziel aller hauptamtlichen EhrenamtskoordinatorInnen (s. S. 69) ist es, die Facetten ehrenamtlicher Flüchtlingsarbeit sichtbar zu machen und die Personen, die dahinterstehen, zu würdigen. Als Dankesveranstaltung hatten wir deshalb zunächst einen Tagesausflug im Sinn: mit dem Bus wollten wir gemeinsam verschiedene

Initiativen im Landkreis ansteuern. Inhaltlich schwebten uns Lesungen mit persönlichen Geschichten aus dem Ehrenamt vor. Der Tag sollte mit einem gemeinsamen Fest enden. Mit Corona fielen Busfahrt und Fest flach ...



Hanna Hahn: „Eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt ist mir wichtig.“

Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

... dafür ist eine wunderbare Sammlung von Geschichten entstanden.

Aus meiner Sicht eine regelrechte Schatztruhe. Miniaturen des Alltags, beseelte Bilder von Menschen und Situationen. Plastischer kann man Engagement kaum zeigen. Mit dieser Qualität konnten wir gleich drei Formate bestücken: Eine Sonderausgabe von tünews, eine Ausstellung und Lesungen. Neben den Ehrenamtlichen, die ihre Geschichten eingereicht haben, geht mein besonderer Dank an die Praktikantinnen Ida Lack und Hanna Sannwald, die mit großem Engagement zur Realisierung des Projekts beigetragen haben sowie dem unermüdlichen tünews-Fotografen Mostafa Elyasian. Und an Christa Hahn-Haupt, ehrenamtliche Koautorin und Lektorin, die teils noch am Wochenende mit mir über den Texten brü-

tete. Großer Dank auch an Martin Klaus aus der tünews-Redaktion, der mit ganzem Einsatz und Engelsgeduld bis zur letzten Minute mit mir an den Ergebnissen feilte.

Wie geht es jetzt weiter?

Besonders freut mich, dass – trotz Corona – eine Ausstellungseröffnung mit Lesungen stattfinden kann und das Projekt eine so runde Kooperationsveranstaltung diverser ehrenamtlicher und hauptamtlicher Akteure geworden ist. Unser Wunsch ist es, weitere Lesungen im Landkreis an den Auftakt im Landratsamt anzuschließen und auch die Banner der Ausstellung durch den Landkreis wandern zu sehen.

Stimmt es, dass das Ehrenamt in der Flüchtlingsarbeit bröckelt?

Ehrenamtliches Engagement in der Flüchtlingshilfe hat sich verändert. Einige Kreise haben sich aufgelöst, andere sind geschrumpft oder haben ihre Schwerpunkte den Bedarfen der neuen Mitbürger angepasst. Viele Menschen, mit denen ich in Kontakt stehe, engagieren sich einfach nachbarschaftlich – ohne Überorganisation, ohne großes Aufheben darum zu machen.

Ist Ehrenamt in der Flüchtlingsarbeit ein Auslaufmodell?

Keineswegs! Die vorliegende Lektüre zeigt: Wenn ehrenamtliche Arbeit kein Strohfeuer bleibt, das uns enttäuscht zurücklässt, dann wird sie als sinnstiftend und als unser Leben bereichernd empfunden.

Die Geschichten leben von der Kraft der Authentizität und von Persönlichkeiten. Diese Kraft ist unabdingbarer Motor im Integrationsprozess ankommender Menschen. Deshalb setze ich mich – und da spreche ich auch für meine KollegInnen aus dem Kreis der hauptamtlichen EhrenamtskoordinatorInnen – für eine fruchtbare und kooperative Zusammenarbeit zwischen Hauptamt und Ehrenamt in der Flüchtlingsarbeit ein.

Frau Hahn, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Vorwort von Landrat Joachim Walter

Integration: Ohne Ehrenamt geht's nicht!

In den Jahren 2014 bis 2016 sind zahlreiche geflüchtete Menschen aus Syrien und vielen anderen Ländern in den Landkreis Tübingen gekommen. Zuerst galt es für uns als Kreisverwaltung die Herausforderung zu bewältigen, über 3400 Menschen in unseren Städten und Gemeinden unterzubringen. Dass dies gelungen ist, war eine riesige Gemeinschaftsleistung unterschiedlichster Akteure. In dieser Zeit galt es – neben der Schaffung von Wohnraum – den geflüchteten Menschen Orientierungshilfe zu geben, sie an die Hand zu nehmen, damit sie sich möglichst gut zurechtfinden konnten. So galt es beispielsweise, die Menschen bei Arztbesuchen zu begleiten, bei der Kinderbetreuung zu unterstützen oder auch mal ein Fahrrad zu organisieren. Vor allem mussten Regeln und Gepflogenheiten erklärt werden, die für Menschen aus einer anderen Kultur manchmal schwierig zu verstehen sind. Es war für mich beeindruckend, wie von Anfang an zahlreiche ehrenamtliche Helferinnen und Helfer ohne zu zögern die Ärmel hochgekrempelt haben und mit uns, der Verwaltung und den hauptamtlichen Kräften des Landratsamts, der Städte und Gemeinden gemeinsam Enormes geleistet haben.

Später ging es vielmehr darum, die Menschen auf dem Weg in ihre Integration zu begleiten und sie in ihrer Selbständigkeit zu stärken. Die Themen Sprache und Arbeit spielten und spielen bis heute dabei eine zentrale Rolle. Großartiges leisten auch hierbei die Ehrenamtlichen, die sich innerhalb der Unterstützernetze oder individuell für die Integration der geflüchteten Menschen engagieren.

Sie machen mit ihrem Engagement unsere Gesellschaft reich – reich an gegenseitigem Verständnis, an Vielfalt, am Miteinander der Kulturen.

Ganz häufig sind dabei tiefe Verbindungen und Freundschaften entstanden, die



Landrat Joachim Walter: „Ehrenamtliche machen mit ihrem Engagement unsere Gesellschaft reich – reich an gegenseitigem Verständnis, an Vielfalt, am Miteinander der Kulturen.“

Foto: Landratsamt Tübingen.

einen wesentlichen Teil dessen ausmachen, was man „Integration“ nennt.

Diese Verbindungen sichtbar zu machen, das ist das Ziel der Ausstellung „Mit Geflüchteten erlebt – Ehrenamtsgeschichten aus dem Landkreis Tübingen“, welche wir in Kooperation mit tünews INTERNATIONAL, der Universitätsstadt Tübingen und den EhrenamtskoordinatorInnen im Landkreis nun der Öffentlichkeit präsentieren. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen ganz persönliche Geschichten von ehrenamtlich Aktiven, die sie mit geflüchteten Menschen erlebt haben und die sie mit ihnen verbindet.

tünews INTERNATIONAL greift dieses Thema auf, weil gerade diese Stärkung des gesellschaftlichen Vertrauens als Grundlage für den Integrationsdiskurs eines der obersten Ziele der Arbeit der

über zwanzig Redakteurinnen und Redakteure ist.

Beim Projekt tünews INTERNATIONAL zeigt sich ganz besonders eindrucksvoll, dass Integration niemals eine Einbahnstraße ist. Das Projekt leistet selbst einen wichtigen Beitrag zur Integration der Redakteurinnen und Redakteure – und diese wiederum geben ihr Wissen und ihre Erfahrung an andere weiter.

Mein Dank gilt den Ehrenamtlichen für ihre so wichtige Arbeit und ihre Beiträge für die Ausstellung, der Flüchtlingsbeauftragten des Landkreises Tübingen, Hanna Hahn, für die Initiative und Projektkoordination, den hauptamtlichen Kooperationspartnern und tünews INTERNATIONAL für die Möglichkeit, Integration im Landkreis Tübingen sichtbar zu machen!



Es bedürfte eines kleinen
Büchleins, um alle erlebten,
ans Herz rührende
Dinge niederzuschreiben.



Schritt für Schritt

Von Helga Kuhn

Durch die Informationen des Landratsamtes wurden wir als Nachbarn der Erstaufnahmestelle Weggentalstraße 12 in Rottenburg darauf aufmerksam gemacht, dass geplant ist, dieses Haus mit etwa 30 geflüchteten SyrerInnen zu belegen.

Das Haus, das dem Bischöflichen Ordinariat gehört, wurde für mehrere Familien und alleinreisende Männer und Jugendliche hergerichtet. Schon bald begegnen uns die Menschen. Einige Nachbarn sind ängstlich und zurückhaltend. Andere sind gleich bereit, zu helfen. Um die Berührungsängste abzubauen, planen wir ein Nachbarschaftsfest. Es war ein voller Erfolg, die Nachbarn bekommen Kontakt zu den Flüchtlingen und stellen fest, dass es an allem fehlt: Kleidung, Stühle, Tische, Vorhänge, Teppiche, Schränke, Kinderwagen und vieles mehr.

Durch Spenden konnten viele Dinge besorgt werden. Uns wird große Dankbar-

keit entgegengebracht. Die Frage: „Wie kamen sie her?“, wird kaum thematisiert. Zwölf Jugendliche, zum Teil Erwachsene mit minderjährigen Brüdern, langweilen sich und es dauert, bis alle in entsprechenden Schulen, Deutsch-Kursen oder Ähnlichem einen Platz finden. Um die ständig herrschende Unruhe und Unsicherheit zu mildern, konnten wir durch Spenden und Entgegenkommen unserer Stadtwerke Schwimmkarten besorgen, Badehosen fehlten natürlich auch. Einige wurden zum Fußballspielen eingeladen und andere zum Basketball oder Tischtennis. Der angebotene Sport im Stadtgraben wird kostenlos genutzt. Wir unternehmen Stadtrundgänge und Wanderungen in unserem Stadtwald mit anschließendem Picknick. Einige Frauen begleiten wir in den internationalen Chor. Als Gegenleistung werden wir des Öfteren mit der syrischen Küche verwöhnt.

Während des Essens in der Vesperkirche kommt es zu weiteren Kontakten und langsam entsteht ein richtiges Helfernetz. Einige Frauen nähen Kuscheldecken für die Kleinkinder, die mit großer Freude angenommen werden. Wir besuchen gemeinsam angebotene Stadtfeste, um die Stadt und die BürgerInnen dieser Stadt besser kennenzulernen. Bei allen Begegnungen lernen wir gemeinsam Deutsch.

Nach und nach können wir für viele Geflüchtete Fahrräder besorgen. Es entsteht eine ehrenamtliche Fahrradwerkstatt. Eine hilfreiche „Sprachtafel“, „Lerne Deutsch“, wird an alle verteilt. Hiermit konnte den Menschen schon ein Basiswortschatz vermittelt werden. Wir bekommen die Gelegenheit im Evangelischen Gemeindehaus einen Raum zu mieten, in dem wir Deutschunterricht anbieten können. Ein syrischer junger Mann hat bereits Deutsch in Syrien studiert und mit ihm gemeinsam



Bei Stadtrundgängen und Wanderungen durch Rottenburg sowie dem Besuch verschiedener Stadtfeste lernten sich die Geflüchteten und die Ehrenamtlichen besser kennen.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

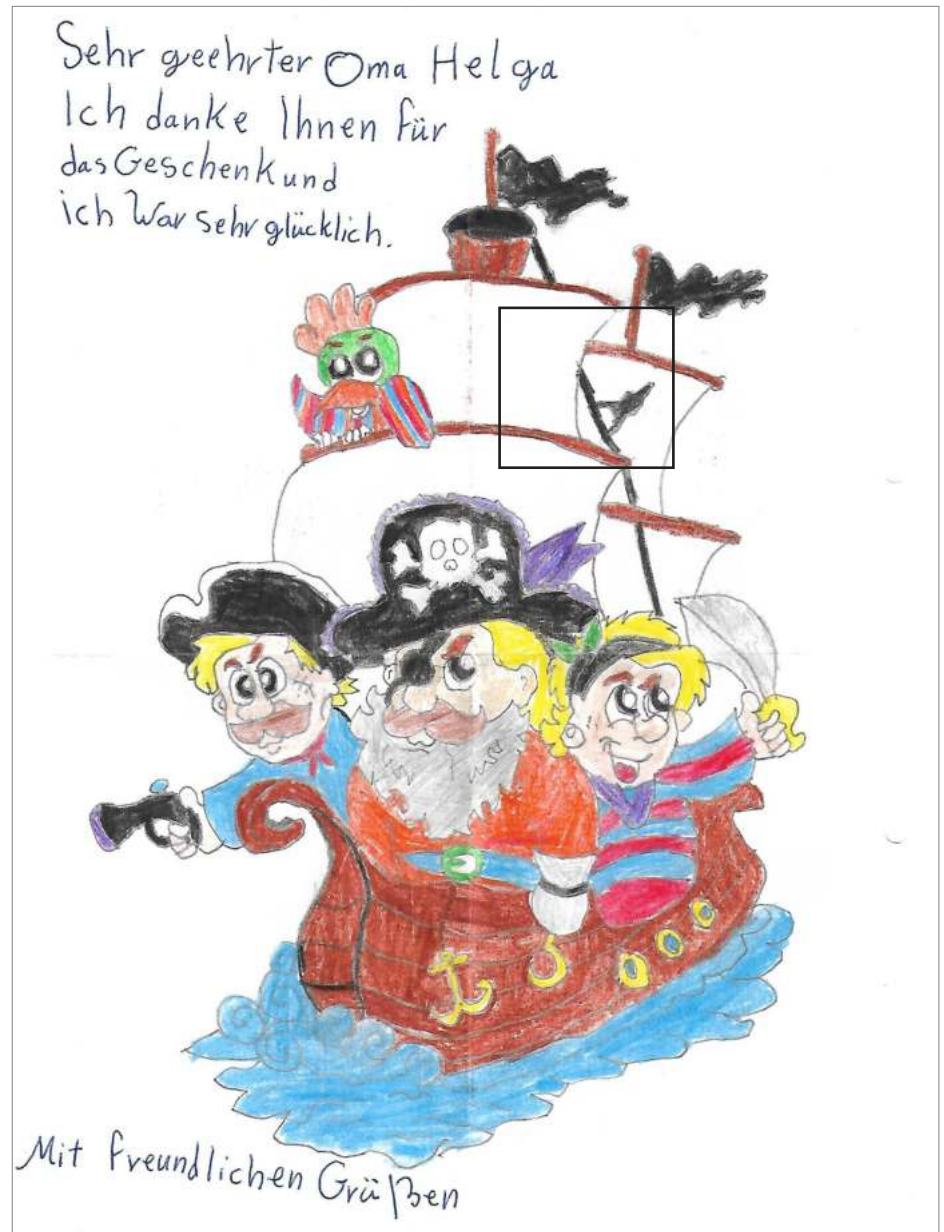
starten wir einen gelungenen Unterricht für seine Landsleute.

Immer wieder fehlt es an verschiedenen Dingen für die Kinder. Durch den Second-hand-Moriz-Kinderladen kann vieles erworben werden. Auch gibt es eine gut gefüllte Kleiderkammer für die Erwachsenen. Manches wird auch bei eBay erstanden. Mittlerweile können die Ersten eine Wohnung suchen. Das ist die schwerste Aufgabe für uns bis heute. Zum Glück konnten wir aus der engen Erstaufnahmestelle in unserer Nachbarschaft mittlerweile alle in Wohnungen unterbringen. Das war natürlich wieder, wie alles, mit großem bürokratischem Aufwand verbunden. Die Sozialarbeiterin dieser Erstunterkunft war zu bewundern. Mietverträge, Kautionen und vieles mehr waren zu stemmen. Wir halfen beim Beschaffen von Möbeln, Hausrat und so weiter und natürlich beim Umzug. Das Miteinander wird immer zwangloser und der Spracherwerb immer besser. Die Wichtigkeit des Sprachlernens ist bei allen wohl bekannt.

„Schritt für Schritt“, war ein Satz, den wir immer wieder gebrauchten, vor allem angesichts der hohen bürokratischen Hürden. Alle von uns betreuten Menschen haben mittlerweile ihren Weg gefunden. Die Männer und Frauen konnten mittlerweile den deutschen Führerschein erwerben. Die von uns betreuten Familien sind gut aufgestellt. Die Väter haben Arbeit und die Kinder sind erfolgreich in den Schulen integriert.

Alle haben Spuren hinterlassen:

- als SprachschülerInnen, die erfolgreich die deutsche Sprache erlernten und deutsche Schulabschlüsse erreichten
- als Studierende mit Stipendien und Abschlüssen
- als Ärzte mit Facharztausbildung
- als BerufseinsteigerInnen im Handwerk, zum Beispiel als BäckerIn, FriseurIn, ElektrikerIn, GärtnerIn, MetallarbeiterIn



Aaria malt für Oma Helga ein Bild als Dankeschön.

Foto: Helga Kuhn.

- als Selbständige, zum Beispiel mit Lebensmittelladen
 - als Kranke, die unterwegs erlittene Krankheitsbilder hier auskurieren konnten
 - als Schwangere, die gesunde Kinder zur Welt brachten.
- Im Bereich der polizeilichen Auffälligkeiten hatten wir in unserem Wohnviertel großes

Glück, Gott sei Dank!

Netzwerke und Freundschaften sind entstanden und die persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen haben uns bereichert und werden uns auch in Zukunft bereichern. Wir sind dankbar, an einem sicheren Ort in Frieden und Freiheit zusammenzukommen.

Was falsch gemacht!

Von Jörg Kuhn

Im Haus in der Weggentalstraße 12 war früher die Druckerei des Bischöflichen Ordinariats untergebracht. Die Druckerei zog in den Neubau und das Haus wurde fortan mit hauptsächlich syrischen Geflüchteten belegt.

Auch die sechsköpfige Familie Adel Omar war dabei. Man war gern gesehener Gast,

brachte man ja fast täglich irgendwelche Spenden ins Haus. So auch an dem Tag, als die vierjährige Aaria mit Buntstiften und Malbuch auf meinen Knien gelandet ist. Um die Zeit des Malens zum Deutsch lernen zu nutzen, gab ich Erklärungen, so zum Beispiel bei einem Vogel, den ich der Aaria als Piep-Piep-Vogel erklärte.

Einige Tage später die gleiche Situation; nur diesmal war das Kind auf den Knien meiner Frau. Im selben Eifer erklärte sie beim Betrachten des Malbuchs: „Das ist ein Vogel!“ Aaria schüttelt den Kopf und verbessert: „Nein, Piep-Piep-Vogel!“ Ich habe da bei meinem Deutschunterricht wohl etwas falsch gemacht!



Mit Buntstiften versehen malte die vierjährige Aaria bei uns viele bunte Bilder.

Foto: Helga Kuhn.

Nicht das letzte Hemd

Von Jörg Kuhn

A. ist geflüchteter Student aus Syrien und in einer Unterkunft in unserer Nachbarschaft einquartiert.

Er sprach ein bisschen Deutsch und hatte bei uns schon etwas Familienanschluss.

Bei einem Besuch wollte er partout seine

Jacke nicht ablegen. Bei Gelegenheit zog er meine Frau ins heimliche Vertrauen:

„Ich habe mein Hemd gewaschen und es ist in der Unterkunft zum Trocknen“ – Oje, der Kerl hat ja bloß ein Hemd!!

Tags darauf hatte der bescheidene, um

nichts bittende A. genug Hemden zum Wechseln.

Übrigens: A. ist heute an der Goethe-Universität in Frankfurt angestellt und brütet über seiner Doktorarbeit.

A Muggaseggele

Von Jörg Kuhn

Herr H. war als Geflüchteter mit Frau und Kind in unserer Nachbarschaft untergebracht.

Von Beruf ist er Arzt. Nach einiger Zeit bekam er eine Anstellung in einer Tübinger Klinik als Arzt. Wir waren zu der Zeit schon befreundet, als er eines Abends nach Dienstschluss zu mir kam mit folgender Bitte: „Kannst Du mir sagen, was ist ein ‚Muggaseggele‘“?

Ich versuchte es in der Hoffnung, dass Fliegen (Mugga) in Syrien dieselbe Anatomie aufweisen, wie bei uns. Es hat geklappt. Nun meine Gegenfrage: „Wie kommst Du zu dem urschwäbischen Wort?“

Er erzählte: „Bei mir war heute ein Mann in der Sprechstunde und ich fragte ihn, ob er heute schon Alkohol getrunken hat! Der Patient antwortete: „Ja, ein ‚Muggaseggele‘“.

Die Moral von der Geschichte: Ich bin stolz, dass ich wahrscheinlich der einzige Schwabe bin, der einem Syrer die Maßeinheit eines „Muggaseggele“ erklärt hat.

Das Ehepaar Kuhn aus Rottenburg begleitet seit 2015 geflüchtete Menschen.

Helga Kuhn, geboren 1944 in Groß Strehlitz/Oberschlesien, flüchtete mit

ihren Eltern von dort. Sie ist ehrenamtliche Bürgermentorin der Stadt Rottenburg und wurde 2018 für ihr herausragendes bürgerschaftliches Engagement geehrt.

Ihr Mann Jörg Kuhn, geboren 1936 in Tübingen, erlebte als Kind und Jugendlicher die Kriegs- und Nachkriegszeit. Die Motivation ihrer ehrenamtlichen Arbeit ist der Wunsch nach einem friedvollen Zusammenleben aller Menschen. Das Ehepaar sieht fremde Kulturen als eine große Bereicherung.

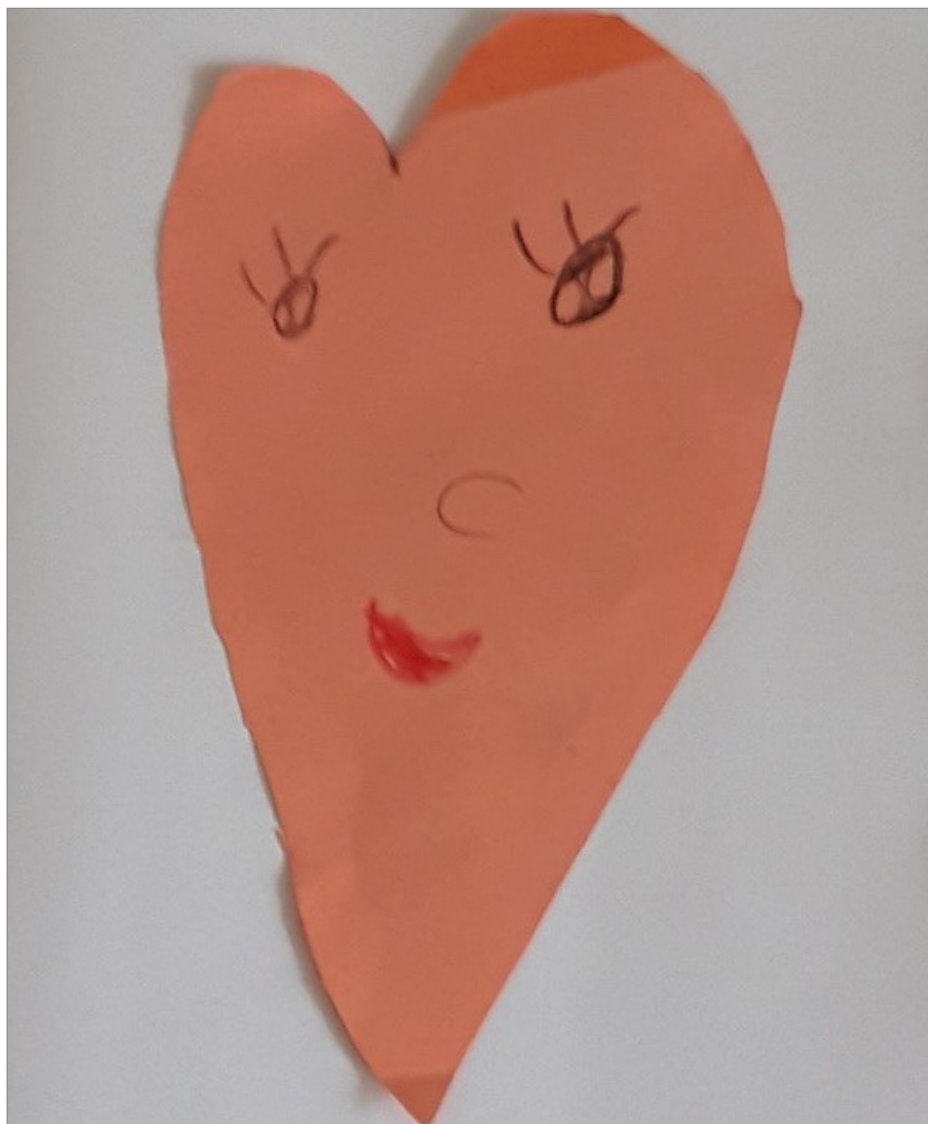


Helga und Jörg Kuhn engagieren sich für ein friedvolles Zusammenleben aller Menschen.

Foto: Tanja Schall.

Meine kleine Freundin Roz

Von Sibylle Setzler



Inspiziert vom Nikolaus: Jeden Tag bekommt Sibylle ein Bild von Freundin Roz.

Foto: Sibylle Setzler.

Gegen Ende des Jahres 2015 wurden in der Tübinger Weststadt in der Nähe der Stephanuskirche etwa zweihundert Geflüchtete in Wohnungen der Gesellschaft für Wohnungs- und Gewerbebau Tübingen (GWG) untergebracht. Schnell bildete sich ein Freundeskreis, der bereit war, zu den Heimatlosen Kontakt aufzunehmen, sie zu unterstützen und zu beraten. Zum Kennenlernen wurde als erstes im Stephanuszentrum ein Willkommensfest veranstaltet.

Bei diesem Fest lernte ich eine aus Syrien stammende Familie kennen, die Hilfe dringend nötig hatte. Ein junges Ehepaar mit einer dreijährigen Tochter, einem einjährigen Sohn und in Erwartung des dritten Kindes. Die Familie fasste schnell Zutrauen, jegliche Hilfe wurde dankbar angenommen. Die kleine Tochter Roz wollte unbedingt in den Kindergarten – „Kindergarten“ war eines der ersten Worte auf Deutsch, das sie lernte. Schon bald war ein

Platz in der Nähe frei und ich begleitete den Vater, der zum Glück etwas Englisch sprach, und seine Tochter dorthin. Mit Freude konnte ich sehen, wie schnell das Mädchen sich integrierte und auch sprachliche Fortschritte machte.

Ein Nikolausfest im Gemeindezentrum bot dann die nächste Möglichkeit, sich mit den kulturellen und religiösen Verschiedenheiten der nun schon gut miteinander Bekannten vertraut zu machen. Erstaunt hatten wir festgestellt, dass unser Heiliger Nikolaus auch bei den Geflüchteten als „Papa Noel“ bekannt und beliebt ist. Als die von mir betreute Familie auf dem Fest eintraf, rannte Roz mit einem Freudenschrei auf mich zu, „Sibylle“, und rührte die Festgemeinde und natürlich vor allem mich damit sehr. Mit gemeinsamen Essen und Backen, natürlich vor allem mit der Weihnachtsbäckerei, und den Besuchen von kulturellen Veranstaltungen (Kindertheater, Zirkus, Puppenspiel und vielen weiteren), zum Teil auch mit ihrer Familie, vertiefte sich die Beziehung immer mehr. Dabei war meine Aufmerksamkeit immer besonders auf das Wohl der Kinder, und hier vor allem auf das meiner kleinen Freundin gerichtet, die als Mädchen neben ihren inzwischen zwei Brüdern Unterstützung besonders nötig hat.

Besonderen Spaß machten Roz Aufenthalte in den Bädern. In einem Schwimmkurs lernte sie allmählich Schwimmen. Dann fing die Schule an, der sie schon lange entgegenfieberte. Hier zeigten sich natürlich Probleme im Sprachverständnis, vor allem bei dem doch noch geringen Wortschatz. Die Eltern konnten ihr nur bedingt helfen, sodass sie schließlich zusätzlich zuverlässige Hausaufgabenbetreuung brauchte. Zunächst einmal, dann zweimal in der Woche holte ich sie von der Schule ab und wir machten zusammen Hausaufgaben und Übungen. Roz freute sich immer sehr auf die Stunden

bei mir und überraschte mich oft mit kleinen Geschenken und Aufmerksamkeiten. Sie filzt in einer AG in der Schule und so zieren meine Wohnung unter anderem zahlreiche lustige Gesichter und eine Schnecke. Eines Tages war sie auf einmal kurz verschwunden, dann klingelte es – „der Postbote kommt“, sagte sie – und vor der Tür lag ein Briefumschlag, von ihr selber zusammengeklebt. „Da sind fünf Briefe drin“, erklärte sie, „du darfst heute nur einen aufmachen und dann jeden Tag wieder, bis ich wiederkomme“ – Montag und Freitag waren unsere gemeinsamen Nachmittage. Die Briefe waren meist Maleisen, ein Bild von sich, ihrer Familie oder ein Herz mit Gesicht, sowie liebevolle Texte wie „ich habe dich lieb“. In den folgenden Wochen bekam ich jetzt immer so liebe Brief-



Selbstportrait von Freundin Roz.

Foto: Sibylle Setzler.

Roz rannte mit einem Freudenschrei auf mich zu.

chen, ich freute mich jeden Tag auf sie. Und sie fehlen mir jetzt so sehr in der Coronazeit. Da ich altersmäßig zu der Risikogruppe gehöre, kann ich Roz seit März leider nur fernmündlich, per WhatsApp, oder anders kontaktieren. Die schulische Unterstützung hat zum Glück eine mir bekannte Studentin der Sonderpädagogik übernommen. Hoffentlich kann ich Roz, meine kleine Freundin, bald wieder richtig in den Arm nehmen. Und Briefe von ihr öffnen.

Sibylle Setzler, geboren 1947, wohnt gemeinsam mit ihrem Mann in der Tübinger Weststadt. Seit 2015 engagiert sich die Kunsthistorikerin und Museumspädagogin für geflüchtete Familien. Sie möchte den Menschen, die aus ihren Heimatländern geflohen sind, eine Hilfe sein. Ganz besonders setzt sie sich für die Kinder der Familien ein. Ihr Herzenswunsch ist, dass sich die Kinder in Deutschland wohlfühlen.



In einer AG in der Schule lernt Roz das Filzen.

Foto: Sibylle Setzler.

Darf man(n) nackt durch Tübingen gehen?

Von Eva Arnold-Schaller

Freitagabend – Offener Treff in einer Unterkunft in Tübingen im Frühling nach der legendären Silvesternacht 2016 in Köln.

Es sitzen einige junge Männer aus Pakistan, einige junge Frauen aus Somalia und Syrien und drei unserer Ehrenamtlichen gemütlich bei Getränken zum Gespräch, Spiel oder sonstigen Aktivitäten zusammen im Gemeinschaftsraum.

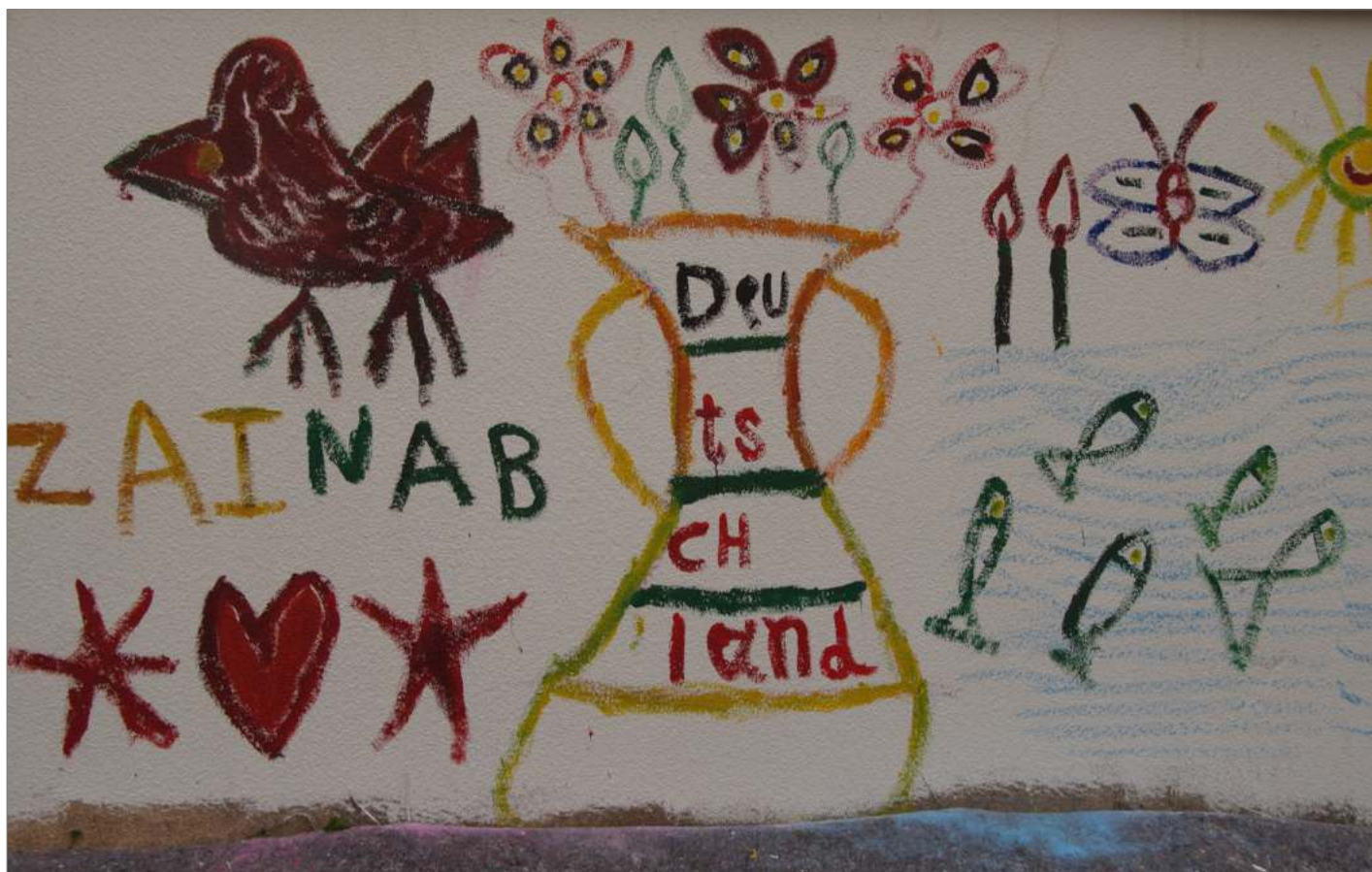
Da platzt es aus einem der jungen Männer heraus: „Darf man nackt durch Tübingen gehen? – Was ist erlaubt in Deutschland?“ Wir erfuhren, dass seit den Geschehnissen in der Silvesternacht eine große Verunsicherung bei den jungen Männern herrschte und das Bedürfnis genauer zu erfahren, was erlaubt und nicht erlaubt ist.

O.K. – nackt durch Tübingen geht nicht – läuft als „Erregung öffentlichen Ärgernisses“ und zieht eine Anzeige nach sich. Aber es gibt (zum Erstaunen unserer Geflüchteten) ausgewiesene Orte, an denen es möglich ist, sich unbedeckt aufzuhalten oder zu schwimmen – die FKK-Bereiche.

Es folgte eine Diskussion über Kleidung, von bauchfrei bis Burka, und was in den Herkunftsländern der Geflüchteten „Tradition, Sitte und Anstand“ bedeutet. Auch das Tragen von Kopftuch und die Spielregeln vor der Hochzeit waren Thema. Sehr oft stellten wir fest, dass viele Traditionen sehr ähnlich sind und auch in Deutschland die „Freizügigkeit“ noch

nicht allzu lange möglich ist, dass unsere Urgroßmütter mit Kopftuch zum Gottesdienst gingen und Homosexualität vor 50 Jahren noch strafbar war und Frauen die Erlaubnis der Ehemänner benötigten, um arbeiten zu gehen.

Die Zeit verging wie im Flug und jeder ging auf seine Weise bereichert zurück in den „Alltag“. Dass Spielregeln erfragt und dann auch akzeptiert werden und es spannend ist, den Kontext zu erfahren und dass ein Austausch über teils Tabuthemen in solch einer bunten Runde möglich ist, erlebten wir als Zeichen großen Vertrauens, das uns immer wieder neu in unserem Engagement beflügelte.



Frau Arnold-Schaller scheut keine Diskussionen über Sitten und Gebräuche in „Deu-ts-ch-land“.

Foto: Eva Arnold-Schaller.

Rassismus – was tun?

Von Eva Arnold-Schaller

Eine große Sammelunterkunft in Tübingen Ende der 1990er Jahre mit über 240 BewohnerInnen aus vielen unterschiedlichen Ländern: darunter auch Roma vom Balkan. Unseren Ehrenamtlichen, die für die große Kinderschar regelmäßig Freizeitaktivitäten anboten, fiel sehr schnell auf, dass Kinder anderer Ethnien sich sehr abweisend gegenüber den Roma-Kindern benahmen. „Wir spielen nicht mit denen“ – sich dabei noch an den Händen fassen – völlig unvorstellbar. („Spiel nicht mit den Schmuttelkindern...“ – wie bekannt mir das alles vorkam!) Auch wenn wir Besuche im Haus machten und nach neuzugezogenen Familien fragten, hieß es: „Das sind Zigeuner, da müsst ihr nicht hingehen...“

Es bestand also eine ungeschriebene Haus-Hack-Ordnung: Wenn irgendetwas schief lief, kaputt ging oder verschwunden war, die Schuldigen waren immer die Roma. Selbst dunkelhäutige Menschen aus Afrika, die sonst oftmals diese Rolle innehatten, befanden sich eine Stufe höher in dieser bedenklichen Hierarchie der Ausgrenzung.

Unsere (meist studentischen) Ehrenamtlichen beschlossen einen Versuch zu unternehmen, diesen auch in unserer Gesellschaft noch wohlbekannten Vorurteilen gegenüber den „Zigeunern“ etwas entgegenzusetzen: mit Geschichten, Gesprächen, gemeinsamen Unternehmungen und Festen und vor allem spielerisch.

Durch viel Einsatz und Geduld konnten mit der Zeit Veränderungen beobachtet werden: Zumindest bei den Kindern erlebten wir, dass sie während der gemeinsamen Aktivitäten immer unbefangener miteinander umgingen – an den Händen fassen war irgendwann kein Problem mehr – und auch außerhalb dieser Zeiten miteinander spielten.

Was hat diese Veränderung bewirkt? Dies war oft Gesprächsstoff im Austausch der



Zusammenkunft bei Lebkuchen und Musik in der Adventszeit.

Foto: Eva Arnold-Schaller.

Ehrenamtlichen und Geflüchteten: Die konkrete Erfahrung, dass wir alle Menschen sind, mit meist denselben oder ähnlichen Bedürfnissen, Ängsten und Freuden. Und dass diese unmittelbaren und direkten (positiven) Begegnungen auf menschlicher Ebene Vertrauen schaffen und Vorbehalte und Ängste abbauen können. Dazu den Menschen als Gegenüber erkennen und das Verbindende und nicht das Trennende suchen und entdecken lernen. Ganz wichtig auch der Respekt vor dem Menschen als Menschen, der anders sein und denken darf als ich.

Diese Erfahrung hat mich all die vielen Jahre meines Engagements für Geflüchtete immer begleitet und sensibel gemacht für – auch bei mir – „vererbte“ oder erworbene Vorurteile oder gar Ängste gegenüber Fremden – seien es Ethnien, Kulturen, Religionen. Es motiviert mich auch weiterhin, diese bereichernden Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen zu pflegen und zu fördern und das Gemeinsame

zu entdecken und Respekt gegenüber dem Trennenden zu üben.

Eva Arnold-Schaller, geboren 1954 in Stuttgart, wohnt in Tübingen. Sie ist gelernte Krankenschwester und war als Notfallseelsorgerin tätig. Als Mitgründerin des Asyl-Arbeitskreises Stiftskirche im Jahr 1993 und Koordinatorin engagiert sie sich seit fast drei Jahrzehnten für geflüchtete Menschen. 2016 erhielt sie von Oberbürgermeister Boris Palmer für ihr ehrenamtliches Engagement die Bürgermedaille der Universitätsstadt Tübingen. Ihre Motivation liegt in den Werten des christlichen Menschenbildes. Sie wünscht sich einen würdevollen Umgang mit allen Menschen und sieht hier ihre Verantwortung.

Jeder Einzelfall zählt

Von Markus H.



Markus H. und seine Frau unterstützten eine afghanische Familien bei deren Anhörungen beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF).

Foto: Pixelio/Tim Reckmann.

Ich wurde gefragt, ob meine Frau und ich nicht eine Geschichte hätten, die einem geneigten Leser das abstrakte Thema „Flüchtlingshilfe“ etwas näherbringen könnte.

Es ist so, dass wir eine lose Patenschaft für eine afghanische Familie übernommen haben, die wir in einem ehrenamtlichen Sprachunterricht kennengelernt haben. Sie besteht aus der Mutter und mehreren Söhnen, einer davon schon mit Familie, manche noch minderjährig. Der Vater war im Iran umgekommen, woraufhin die restliche Familie von dort flüchten musste. Die Eltern waren schon in den frühen Achtzigerjahren aus Afghanistan in den Iran geflohen. Dorthin zurück konnten sie auf keinen Fall.

Unsere Patenschaft bezog sich auf das Ehepaar und die Kinder, aber irgendwie mochten wir sie alle. Das Ehepaar – beide Ende zwanzig – waren im Iran geboren worden. Ich glaube, sie waren noch gar nie in Afghanistan.

Kleiner Exkurs: Man muss sich das mal vorstellen – Menschen droht die Abschiebung in ein Land, das sie gar nicht kennen, dem sie sich aber dennoch emotional verbunden fühlen. Die Familie ist nun seit fast 40 Jahren auf der Flucht! Was würde ich fühlen? Ich kann es mir nicht vorstellen... Anfangs ging es darum, dass die Familie ihre Anhörung hatte – ihr „Interview“ wie sie es nannten. Es handelte sich um die Anhörung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Dabei ging es darum, ihre individuellen Fluchtgründe vorzutragen, anhand derer dann entschieden werden sollte, ob sie in Deutschland bleiben dürfen oder abgeschoben werden – nach Afghanistan natürlich...

Sie befürchteten, nicht rechtzeitig von ihrem Wohnort zur Anhörung zu kommen und fragten uns, ob wir es ermöglichen könnten, sie zu begleiten. In den ersten Gesprächen merkten wir schnell, dass sie nicht nur Angst hatten, zu spät zu kommen, sondern auch vor den Gesprächen,

weil sie um deren Bedeutung wussten (auch die minderjährigen Söhne wurden befragt und deren Aussage floss auch in die Bewertung ein). Aber auch – für uns völlig absurd – vor Misshandlungen in der Behörde.

Gerne wollten wir diesen lieben Leuten einige ihrer Ängste nehmen und während der Befragungen für sie da sein. Also nahmen wir Urlaub und fuhren zu fünft mit unserem Auto – zunächst mit Mutter und den beiden minderjährigen Söhnen – die vierzig Kilometer zur Anhörung.

Die gute Frau hatte leckere afghanische Spezialitäten gekocht für alle, aber niemand bekam einen Bissen runter. Auch andere Geflüchtete waren dort, alle waren angespannt. Manche hatten ihre Sonntagsanzüge an für diesen wichtigen Termin, konnten nicht stillsitzen. Kinder weinten, weil sie die Angst ihrer Eltern spürten. Schließlich war die Mutter dran, meine Frau ging mit ihr. Kurz danach ich mit einem der Söhne. Alle waren gefasst

und wirkten ruhig und konzentriert. Wir waren schon erleichtert, als wir mit zum Gespräch durften (manchmal ging das auch schief) und sind uns bis heute sicher, die Geflüchteten hat unsere Anwesenheit sehr beruhigt. Sie konnten mit etwas weniger Angst ihre Fluchtgründe schildern, die von einem Dolmetscher übersetzt wurden. Gott sei Dank waren bei uns beide Dolmetscher sehr nett, auch die Beamten des BAMF waren total freundlich und sagten, dass sie es toll fänden, dass wir extra Urlaubstage geopfert haben, um unsere neuen Freunde zu unterstützen.

Dennoch waren nach den drei Anhörungen (bei der Dritten durfte ich nochmal mit) fünf Personen sterbensmüde. Das Verlangen, vermeintliche Fehl-Übersetzungen korrigieren zu wollen, mitzufiebern, ob sie ihre Fluchtgründe richtig darlegen... es waren mit die anstrengendsten Gespräche meines Lebens – und ich habe sie gar nicht geführt :-).

Ich war nur dabei und danach völlig platt. Natürlich waren wir bei den restlichen Familienmitgliedern auch dabei und haben

sie unterstützt, indem wir einfach dasaßen und nichts gesagt haben. Manchmal ist Schweigen so schwer. Man hätte die rhetorischen Mittel und darf nichts sagen, sonst schießt man den Freunden ein Eigentor.

Ohne zu sehr ins Detail zu gehen, auch um die Diskretion zu wahren, sage ich mal nur, es ging alles gut, alle durften und dürfen in Deutschland bleiben.

Ob wir noch einmal zu Anhörungen mitgehen würden? Meiner Frau hat es zugesetzt, Menschen zu sehen, die um ihr Leben reden müssen. Das hatten wir nicht bedacht bei unserer Hilfsbereitschaft, es war wirklich hart. Ungeachtet dessen, bleibt uns die Erfahrung und die Erkenntnis, dass – frei nach Pro Asyl – jeder Einzelfall zählt. Jedes Schicksal ist einzigartig, berührend – niemand verlässt freiwillig seine Heimat. Manche haben gar keine.

Und wenn ich daran denke, wie ich mich wohl verhalten würde, wäre ich in Afghanistan (oder als Afghane im Iran) geboren, dann sehe ich diese Menschen und denke: „Hoffentlich genauso.“

So traurig möchte ich aber nicht enden. Die Familie lebt nach wie vor in unserer Nähe. Alle Söhne haben Arbeit gefunden, auch wenn nicht immer der erste Versuch ein Treffer war.

Wir konnten noch oft ein klein wenig helfen (oft mit erstaunlichem Erfolg). Wir sind nach wie vor befreundet mit allen, haben uns aber ein wenig zurückgezogen, weil auch sie mittlerweile mitten im Leben stehen. Wenn wir uns treffen, freuen wir uns. Die Erfahrungen haben unser Leben bereichert und wir haben in der Flüchtlingshilfe noch ganz viele Menschen (geflüchtete und einheimische) kennengelernt, denen es genauso geht.

... keine gute Geschichte ohne Happy End: Ich glaube, dass eine Flucht, die vor etwa 40 Jahren begann, nun zu Ende ist. Die Familie ist hier angekommen. Sie ist Teil unserer Gesellschaft geworden und wir sind froh und stolz, ein klein wenig dabei geholfen zu haben.

Markus H., geboren 1976 in Mühldorf, wohnt seit 2013 in Rottenburg am Neckar. Seit 2016 engagiert er sich zusammen mit seiner Frau für geflüchtete Menschen im Sprach-Café und als „Pate“ für eine afghanische Familie. Anderen Menschen helfen zu können, manchmal mit nur einem kleinen Aufwand eine große Wirkung erzielen, das empfinden er und seine Frau als große Freude.

Die Begegnung mit anderen Menschen, Geflüchteten oder UnterstützerInnen, deren Geschichte und Sichtweisen kennenzulernen, ist für ihn eine große Bereicherung. Die freiwillige Flüchtlingsarbeit sieht er als Möglichkeit „auch mal was Sinnvolles zu machen.“



Markus H. und seine Frau: „Es ist bedrückend, nichts sagen zu dürfen, während andere um ihr Leben reden müssen.“

Foto: Carmen Widmaier.

Familienzusammenführung – Ein langer Weg

Von Biggi Obermeier und Gufran Abo Hussen

Biggi:

Mitte Dezember 2014 kamen Ola und Gufran in Dußlingen an. Ola war ausgebildete Englischlehrerin, 29 Jahre alt, von Statur ganz klein und zierlich und die Tante der 14-jährigen Gufran. Bei aller körperlichen Zartheit waren die beiden durchdrungen von Kraft und Energie, sie begegneten der neuen Umgebung aufgeschlossen und verstanden es, die Herzen zu öffnen.

Wir waren es gewohnt, dass Familien hier ankommen, und so war diese Konstellation von „Tante und Nichte“ durchaus bemerkenswert. Wir fragten nach, wie es dazu kam, dass sie die Flucht wagten.

Gufran:

Mein Großvater war ein wohlhabender Mann und hätte sich die Flucht leisten können. Aber in seinem Alter wollte er Syrien auf keinen Fall verlassen. Er hatte nicht mehr die Kraft für einen Neuanfang. Aber er unterstützte seine Kinder bei der Flucht und wollte, dass sie aus dem Kriegsgebiet herauskommen. Ein Sohn war bereits in Österreich.

Meine Familie lebte früher in Damaskus, hatte die hart umkämpfte und gefährliche Stadtmitte bereits verlassen und war in eine etwas ruhigere Gegend außerhalb von Damaskus gezogen. Mein Vater arbeitete bei der Stadtverwaltung. Seine Flucht wäre sofort aufgefallen und die ganze Familie hätte mit Repressalien rechnen müssen. Außerdem hatte er auch Angst, das Leben von Frau und drei Kindern bei einer Flucht aufs Spiel zu setzen.

Meine Tante hingegen war ledig und unabhängig, hatte keine Anstellung als Lehrerin bekommen und sie rechnete mit ihrer unmittelbar bevorstehenden Verhaftung. Nachdem sie sich zur Flucht entschlossen hatte, fragte sie mich – halb im Spaß, halb im Ernst – ob ich mit ihr das Land verlassen

wolle? Lange überlegen musste ich nicht, hatte ich doch schon als kleines Mädchen Bilder von Deutschland gesehen und den Wunsch entwickelt, in diesem Land zu studieren. Damals machte sich meine Familie noch darüber lustig. Nun war diese Möglichkeit plötzlich realistisch geworden, weil die Bombardierung in Damaskus einfach lebensgefährlich wurde.

Meine Mutter war natürlich zunächst dagegen, sie wollte ihr Kind nicht den Gefahren einer Flucht aussetzen. Aber ich hatte meine Tante schon immer sehr gerne, sie war die jüngere Schwester meiner Mutter, sie stand mir sehr nahe und war wie eine Freundin für mich.

suchte nach einer Möglichkeit für uns, übers Meer nach Italien zu gelangen. Schließlich hatte sie zwei Plätze auf einem Schiff ergattert, das einen recht neuen und vertrauenserweckenden Eindruck machte. Es hieß, dass die Überfahrt nach Italien fünf Tage dauern würde.

Aber nach fünf Tagen stellte sich heraus, dass wir uns immer noch in türkischen Gewässern befanden. Alle 250 Passagiere wurden gezwungen, das solide Schiff zu verlassen und auf einen alten, verlotterten Kahn umzusteigen, der wenig Vertrauen erweckte. Wir waren entsetzt und fühlten uns betrogen. Aber wir hatten keine andere Wahl.



Gufran Abo Hussen möchte ihre nachgezogene Familie auch während ihres Studiums unterstützen.
Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Sie strahlte Zuversicht aus, dass wir es schaffen würden und ich vertraute ihr. So setzte ich mich schließlich durch und wir reisten über Idlib in die Türkei ein. Bei Mersin, nahe am Meer, mieteten wir uns in einem Hotel ein und meine Tante

Die Alternative wäre gewesen, ins Meer zu springen!

Inzwischen hatten auch die Herbststürme zugenommen und unser altersschwacher Kahn wurde im Meer hin- und hergeworfen. Wir standen fünf Tage und Nächte

Todesängste aus. Ich weinte viel, aber Ola, meine Tante, gab mir immer wieder Hoffnung und Vertrauen zurück, dass wir unser Ziel erreichen würden. Vielmehr müssten wir auf die sehen, denen es noch schlechter ging als uns. Da waren eine Mutter mit sieben(!) Kindern, kranke Menschen ohne Arzt und Medikamente. Ja, unsere Vorräte waren aufgebraucht, kein Essen, kein Wasser ... aber wir würden es schaffen!

Als wir schließlich in Italien strandeten, fackelte die italienische Polizei nicht lange und nahm von den meisten Menschen Fingerabdrücke, meist gegen deren Willen und zur Not auch mit Gewalt und Schlägen. Die Registrierung schränkte die Fortsetzung der Fluchtroute nämlich erheblich ein. Kein weiteres Land – außer Deutschland – war nach einer Erstregistrierung noch bereit, Flüchtlinge aufzunehmen. Nur bei mir wurde auf die Registrierung verzichtet, da ich noch jugendlich war.

Wir wollten nicht in Italien bleiben und so machte sich meine Tante wieder auf die Suche nach Schleppern. Nach einer Woche hatte sie einen Kleinbus aufgetan, dessen Fahrer uns über die Alpen bis nach Ulm brachte. Dort hatten wir Verwandte. Bei ihnen konnten wir uns eine Woche von den Strapazen der Flucht erholen und informierten uns über die weiteren notwendigen Schritte.

Also reisten wir weiter ins Erstaufnahmelaager nach Karlsruhe. Dort herrschten schreckliche Zustände! Wir mussten mit sechs weiteren Frauen in ein Zimmer. Sie durchwühlten unser Gepäck und bestahlen uns. Sollte das "mein Deutschland" sein? Ich war wieder nah dran, meinen Mut zu verlieren.

Glücklicherweise konnten wir uns am nächsten Morgen gleich registrieren lassen und danach wurden wir in ein anderes Lager gebracht. Dort bekamen wir ein Zimmer nur für uns beide. Es war sauber



Biggi Obermeier kümmert sich weiterhin um Zugezogene, die Freunde geworden sind.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

und es gab dort fünf Security-Männer, die es sehr gut mit uns meinten. Gab es ein Problem, wandte ich mich an sie und sie versuchten, uns zu helfen. Da ich einen empfindlichen Magen habe und nicht alles vertrage, versorgten mich die Männer mit frischem Obst, mit Keksen und mit Milch. Ich war diesen freundlichen, uneigennützig Menschen so dankbar, weil sie ihre Hand schützend über mich hielten und noch heute, sechs Jahre später, kann ich mir ihre Gesichter genau vorstellen.

Nach vier Wochen kamen wir nach Dußlingen. Hier lebten wir zusammen mit einer weiteren Familie, mit der wir bis heute befreundet sind. Wir fühlten uns vom ersten Augenblick an sicher und herzlich aufgenommen – wie unter Freunden, wie in einer großen Familie!

Biggi:

Da Ola und Gufran glücklicherweise Englisch sprachen, konnten wir uns von Anfang an gut verständigen. Ola besuchte die Deutschkurse und Gufran wechselte

von der Vorbereitungsklasse bald in die weiterführende Schule. Wir Helfer setzten uns beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) für die beiden ein. Ola bekam bereits nach einem halben Jahr eine Aufenthaltsgenehmigung. Da Gufran minderjährig war, gab es andere Ansprechpartner und so dauerte es bei ihr fast ein Jahr.

Nun konnten wir endlich den Antrag auf Familienzusammenführung stellen; Gufran war inzwischen so fit in Deutsch, dass sie das Meiste selbst erledigen konnte. Doch dann erfuhren wir, dass wir als Grundvoraussetzung erstmal eine Wohnung für sie und ihre Familie bräuchten – keine leichte Herausforderung! Wir ließen uns nicht entmutigen und das Wunder geschah; über die Kreisbaugesellschaft fanden wir eine geeignete Wohnung.

Wir alle bewunderten Gufran dafür, wie sie sich einfach nicht beirren ließ, immer wieder bei der Behörde nachhakte, Informationen einholte, allen Spuren nachging und so das Ziel der Familienzusammenfüh-

rung vorantrieb. Auch Gufrans Familie in Syrien tat alles Notwendige und schaffte schließlich über die Botschaft im Libanon die erforderlichen Unterlagen herbei.

Rund drei Jahre, nachdem Gufran und Ola sich auf die Flucht begeben hatten, fuhr er zum Flughafen nach Stuttgart, um Gufrans Eltern und die beiden jüngeren Geschwister abzuholen.

Wir waren so aufgeregt, konnten kaum glauben, dass es jetzt endlich so weit sein sollte, hatten Angst, dass im letzten Augenblick doch noch etwas dazwischengekommen sein könnte.

Ich erinnere mich noch heute genau an diesen Tag. Am Flughafen war unheimlich viel los – alles war voller Menschen!

Als Gufran und Ola endlich ihre Familie durchs Gate kommen sahen, ging ein Rauschen durch die Menge; irgendjemand hatte einen Schrei ausgestoßen – der ging durch Mark und Bein. Plötzlich lagen sie sich gegenseitig in den Armen, alle weinten und schluchzten! Das Verrückte daran war, dass die Emotionen auch die anderen Leute erreichten; viele Menschen weinten mit und wir wurden von wildfremden Menschen umarmt und beglückwünscht ... ich bekomme heute noch eine Gänsehaut, wenn ich daran denke! Auch die Vorstellung, meine Tochter als MÄDCHEN gehen zu sehen und als JUNGE FRAU wieder zu treffen; für Eltern ein unbeschreibliches Gefühl!

Nun ja – es gibt also auch die Geschichten, die ein gutes Ende nehmen – und hier ist es tatsächlich so passiert. Wie schön, dass ich mit dabei sein konnte und miterleben durfte, dass es sich lohnt, sich für andere – eigentlich fremde Menschen – einzusetzen und sich diese innere Zufriedenheit einstellt.

Biggi Obermeier, geboren 1960, wohnt in Dußlingen. 2014 war sie ein Gründungsmitglied des Arbeitskreis Asyl Dußlingen. In diesem Rahmen lag ihr Schwerpunkt bei der Versorgung der Flüchtlinge mit Dingen des täglichen Bedarfs. Doch auch für alle anderen Probleme suchte sie immer eine Lösung. Mit großer Herzlichkeit begleitete sie die ihr ans Herz gewachsenen Menschen, deren Dankbarkeit ihr Ansporn und ihre Motivation waren. Inzwischen hat sie sich aus gesundheitlichen Gründen aus dem „großen Geschäft“ zurückgezogen, dennoch kümmert sie sich weiterhin um eine nigerianische Familie. Die während ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit entstandenen Freundschaften werden von beiden Seiten weiterhin geschätzt und gepflegt.

Gufran Abo Hussen wurde 2000 in Damaskus, Syrien, geboren. Zusammen mit ihrer Tante floh sie im Herbst 2014 aus Syrien. Gemeinsam mit den ehrenamtlichen UnterstützerInnen schaffte sie es, ihre Familie nachzuholen. Inzwischen besucht Gufran ein berufliches Gymnasium in Tübingen und macht in einem Jahr Abitur. Viele Gedanken macht sie sich momentan darüber, welcher Studiengang für sie geeignet sein könnte und gleichzeitig mit den Bedürfnissen ihrer Familie, die sie auf keinen Fall verlassen will, kompatibel ist.



Vieles zusammen durchgemacht: Biggi Obermeier und Gufran Abo Hussen.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Gelungene Integration – etwas anders

Von Barbara und Klaus Horrer



„Die Familie würde ihm dann sehr fehlen, so nett, die Frau, die Kinder, sie würden zu ihnen Oma und Opa sagen ...“, so der Nachbar.

Foto: Pixelio/Manuel Bendig.

Spätsommer 2016.

Ein Mitglied einer pietistischen Glaubensgemeinschaft bietet an, einer geflüchteten Familie sein Elternhaus zur Miete zu überlassen.

Es handelt sich um ein nicht renoviertes Haus mit Einzel-Holzöfen, das Bad und das Schlafzimmer sind nicht beheizbar.

Während eines Gesprächs äußert sich der Mann irritiert über das Verhalten der neuen MitbürgerInnen, es sei ihm völlig unbegreiflich, und er stellt mir und sich selbst immer wieder dieselben Fragen:

- Dürfen denn die Frauen nie raus?
- Müssen die immer das Kopftuch tragen?
- Warum halten sie die Fenster stets geschlossen und zugehängt?
- Auch die Kinder sind ständig im Haus.

Das ist doch alles ungesund!

Aus dem Mietverhältnis wurde nichts.

In den darauffolgenden Monaten ziehen in

seiner unmittelbaren Nachbarschaft zwei syrische Familien ein. Die Fragen bleiben! Und dennoch entwickelt sich über die Jahre eine freundlich nachbarschaftliche Beziehung.

Heute, 17. Juli 2020, auf der Straße ein zufälliges Gespräch über eine dieser Familien. Ich bemerke, dass die Familie möglicherweise bald wegziehen würde, in eine größere Wohnung, da es inzwischen drei Kinder sind.... Daraufhin ein erstaunter Blick, enttäuscht:

Die Familie würde ihm dann sehr fehlen, so nett, die Frau, die Kinder, sie würden zu ihnen Oma und Opa sagen* – das wäre sehr schade!

* wenngleich die Familie selbst eigene Enkelkinder hat.

Das Ehepaar Horrer wohnt in Dettenhausen und gehört zu den Grün-

dungsmitgliedern des Freundeskreis Flüchtlinge Dettenhausen. Da der Kreis mit Ausflügen und Hilfestellungen aller Art den geflüchteten Menschen das Ankommen erleichtert, berät das Paar bei Ämter- und Behördenangelegenheiten, sowie bei Rechtsfragen.

Barbara Horrer, geboren 1952, war zeitweise auch für die Gemeinde tätig. Auf pragmatische Weise findet sie Lösungen für verschiedene Belange im Alltag geflüchteter Menschen.

Klaus Horrer, geboren 1953, berät im Asylzentrum Tübingen beim Verfahrensverlauf und ist aktives Mitglied einer ehrenamtlichen Arbeitsgruppe, die sich mit der Integration von Geflüchteten in den Arbeitsmarkt befasst.

Nicht Flüchtlingswelle, sondern Mensch

Von Renate Reinhard

Winter

Eine Ankündigung in der Tageszeitung: Am Horemer, ganz in der Nähe, werden zwei Häuser gebaut, in die Geflüchtete einziehen sollen. Es findet eine Informationsveranstaltung in der Geschwister-Scholl-Schule (GSS) statt. Nach all dem, was über geflüchtete Menschen in den Medien geschrieben und gesagt worden ist, bin ich neugierig und möchte mir selbst ein Bild machen.

Im Hörsaal der Schule stellen sich BetreuerInnen vor, die informieren und Fragen beantworten – alles scheint gut organisiert zu sein. Es werden Leute gesucht, die bereit sind, sich mit ihren Fähigkeiten einzubringen. Ich habe das Gefühl, dass ich auch etwas tun sollte – ich bin nicht mehr berufstätig, die Kinder sind aus dem Haus – und die Menschen interessieren mich. Kurz entschlossen trage ich mich in die ausliegende Liste ein.

Frühjahr

Ich erhalte eine E-Mail mit der Nachfrage, ob mein Angebot noch steht. Etliche Leute sind inzwischen in die neuen Häuser eingezogen und manche von ihnen wünschen sich Unterstützung. Frau Hebel, die für die Menschen in den beiden Gebäuden zuständig ist, schreibt, dass es da eine Frau gebe, die einen Sprachkurs besucht und sich Hilfe bei den Hausaufgaben wünscht. Wir vereinbaren einen Kennenlernermin zu dritt.

Ich bin ein bisschen nervös: Was, und vor allen Dingen wer, erwartet mich? Wir läuten, die Tür geht auf und da ist – nicht die „Flüchtlingswelle“, nicht das „Flüchtlingsproblem“, sondern da steht eine junge Frau im Alter meiner Tochter mit ihrem kleinen Kind. Sie lächelt freundlich und bittet uns herein. Wir machen uns bekannt: Sie heißt Suhad, stammt aus Somalia und ist seit ein paar Jahren in Deutsch-

land; einen Deutschkurs darf sie aber erst jetzt besuchen. Die Chemie zwischen uns stimmt und wir finden Wochentage und Zeiten, die für uns beide passen.

Zuhause muss ich zuerst googeln, wo genau Somalia liegt und welche Fakten mir Wikipedia bietet (in Geographie habe ich leider gewisse Schwächen). Ich stelle fest: Ich lerne jetzt auch!

Das setzt sich fort: Suhad erzählt von Überfällen, von Unsicherheit, von Angst in ihrer Heimat. Ihre ganze Familie ist aus dem Land geflohen: Manche leben in anderen Teilen Afrikas, ein Bruder mit seiner Familie in Kanada. Ihre Mutter kennt ihr jüngstes Enkelkind nur von Fotos und Videos und seit dem Lockdown kann ich nachfühlen, wie schwer das ist.

Im Laufe der Zeit erfahren wir noch mehr voneinander: Sie staunt darüber, dass ich Bier trinke; ich erfahre, wie die muslimischen Frauen es schaffen, dass ihre Kopftücher nicht verrutschen (das hat mich schon lange interessiert). Bei einem Spaziergang erzählt sie mir, wie sehr sie erschrocken ist, als sie hier zum ersten Mal Kühe gesehen hat – sie kommen ihr riesig vor im Vergleich mit afrikanischen Kühen. Bei der Gelegenheit lerne ich mein erstes somalisches Wort: Die Bezeichnung für „Kuh“ ist „sa“. Wenn Suhad mit ihrer Tochter somalisch spricht, klingt das für mich wie arabisch, aber sie erzählt mir, dass sie zwar einige arabische Wörter versteht, aber sich in dieser Sprache nicht wirklich gut verständigen kann. Es überrascht mich, dass in Somalia die lateinische Schrift geschrieben wird und dass aus der Kolonialzeit noch englische und ein paar italienische Wörter lebendig sind. Ich versuche mich an der Aussprache somalischer Wörter, scheitere meistens, worüber sie schrecklich lachen muss – so kann ich gut nachfühlen, welche Schwierigkeiten sie beim Deutschlernen haben muss. Sie gibt sich große Mühe.



Suhad aus Somalia mit ihrer Tochter: Die „deutschen“ Kühe erscheinen ihr riesig.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Sommer

Es ist die Zeit des Ramadans. Sie befolgt die Regeln ihres Glaubens genau: Sie hält alle Gebetszeiten ein, an die sie ihr Handy erinnert – und von Sonnenaufgang bis -untergang isst und trinkt sie nichts. Ich bewundere ihre Standhaftigkeit in diesem heißen Sommer. Beim Unterricht nachmittags ist sie müde und kann sich nicht gut konzentrieren, sodass wir öfter früher Schluss machen und uns einfach unterhalten. Wir reden über Kleider, über Henna, über Frisuren (als meine Haare während des Lockdowns regelrecht wuchern, rät sie mir, sie nicht schneiden zu lassen – aber den Rat kann ich einfach nicht befolgen). Wir reden über Sitten und Gebräuche, über Kindererziehung, über Familie und alles, was uns sonst noch einfällt (einschließlich der schwäbischen Kehrwoche, die sie sehr ernst nimmt!).

Eines Tages lädt sie mich zum Essen ein und ich bin gerührt, als ich sehe, wieviel Mühe sie sich gegeben hat. Irgendwann während des Bratens geht der Rauchmelder los, aber das passiert in dem relativ kleinen Zimmer anscheinend öfter und ist kein Grund zur Panik – der Besenstiel zum Stoppen lehnt in der Ecke. Wir tauschen Rezepte aus und lernen dabei Vokabeln für Gemüse und Obst. Apropos Obst: Bei einem Spaziergang durch die Felder auf Waldhäuser Ost sehen wir auf einem Feld Leute, gebückt. Ich sage Suhad, dass man da Erdbeeren selber pflücken kann – und es stellt sich heraus, dass sie bis dahin gedacht hat, Erdbeeren wüchsen (wie Kirschen) auf Bäumen.

Ich versuche mir vorzustellen, wieviel Neues sie hier lernen muss, und wie ich mich im umgekehrten Fall fühlen würde. Wieviel Mut, wieviel Energie, wieviel Optimismus und Humor bringen viele dieser Menschen auf – nach allem, was sie erlebt haben!



Dass Erdbeeren am Boden wachsen, wusste Suhad bisher nicht.

Foto: Pixelio/Rainer Sturm.

Ja, wir sind verschieden – aber wir sind uns auch ähnlich: Suhad möchte mit ihrem Kind in Frieden leben, sie möchte eine gute Ausbildung für ihre kleine Tochter, sie möchte arbeiten, Geld verdienen und in eine eigene Wohnung ziehen. In einem Übungsbrief an eine fiktive Wohnungsbaugesellschaft stellt sie sich übrigens eine 4-Zimmer-Wohnung mit Balkon, 100 Quadratmeter groß, am Stadtrand von Tübingen, für höchstens 800 Euro vor. Das bleibt vielleicht ein Traum, aber ich denke, sie verdient jede Hilfe, die sie bekommen kann. Ich bin froh, dass ich sie und andere Menschen vom Horemer kennenlernen konnte!

Renate Reinhard, geboren 1949, wohnt in Tübingen. Seit 2018 hilft sie Geflüchteten beim Deutschlernen. Erschreckend findet sie manche der politischen und gesellschaftlichen Strömungen der letzten Jahre, daher möchte sie mit ihrer Arbeit mit Geflüchteten auch einen kleinen Beitrag leisten, der sich diesen Strömungen entgegenstellt. Dazu kommt, dass sie sehr schnell festgestellt hat, dass die Tätigkeit für sie selbst auch bereichernd ist und ihren Horizont erweitert.



Man bekommt so
viel Schönes zurück.



Ein Traktor voller Kinder

Von Jürgen Hirning

Ich habe als einer der drei SprecherInnen hier im Gomaringer Flüchtlingsnetzwerk so viele neue, das Bewusstsein weitende und immer wieder ans Herz rührende, Dinge erlebt, dass es eines kleinen Büchleins bedürfte, alles niederzuschreiben.

Vor allem denke ich an die immerwährende, liebevolle und von Herzen kommende Gastfreundschaft unserer neuen geflüchteten MitbürgerInnen, die wir vor allem in der Sammelunterkunft in der Daimlerstrasse drei Jahre intensiv betreut haben. Auch wenn die Umstände schwierig waren (Verständigung, Mühsal des Alltags, kleine Kinder und neue Schwangerschaften, einfach Müdigkeit und „genug haben“), so wurden wir immer zu einem Tee, zu einem Getränk, zu Gebäck und zum Essen eingeladen. Man musste es mit schwä-

bischen Primärtugenden (viel Geschäft, Arbeit im Garten, auf dem Feld, auf der Wiese, Haushalt, und so weiter) gut begründen, wenn man in der Eile einmal eine Einladung ausschlug. Das haben sie dann aber lachend akzeptiert, haben sie doch alle schnell bemerkt, dass die Uhren hier anders, schneller, ticken und wir immer soooooooooo viel zu tun haben.

Niemals vergessen werde ich die leuchtenden Kinderaugen von völlig begeisterten Sprösslingen, die von Frühjahr 2016 an regelmäßig mit mir Traktor fahren durften. Ich hatte immer den kleinen Anhänger dran, mit einer dicken Decke drauf. Darauf saßen dann immer bis zu zehn Kinder, anfangs von einer erwachsenen Person beaufsichtigt. Auf meiner linken und rechten Seite saßen immer die ganz Kleinen und

in der Mitte die Steuerfrau oder der Steueremann. Diese privilegierte Funktion war heiß begehrt und heftig umstritten. Aber immer gab es eine Einigung, auch durch regelmäßiges Umsteigen. Und so fuhren wir immer in die Streuobstwiesen im „Aidelberg“ hoch und drehten da unsere Runden. Wer uns sah, winkte begeistert.

Noch heute ist mein DEUTZ-Traktor das wichtigste Utensil in unserem interkulturellen Garten, den wir Einheimischen (sechs Patinnen und Paten) zusammen mit acht Flüchtlingsfamilien nun schon im dritten Jahr betreiben. Es ist ein Kleinod in dem wir uns immer am Montagabend zum „Schaffen“ treffen und danach sitzen wir zusammen und reden. Mindestens dreimal muss ich mit der eigens dafür erschienenen Kinderschar eine Runde im großen



Traktor fahren mit Jürgen Hirning – bei den Kindern und allen anderen sehr beliebt.

Foto: Helmut Andler.



Feldarbeit im interkulturellen Garten von Jürgen Hirning: Überall auf der Welt werden Kartoffeln in ähnlicher Weise angebaut.

Foto: Jürgen Hirning.

Garten drehen. Bald ernten wir unsere Kartoffeln mit dem Pflug. Dann kann es sein, dass fünf Kinder mir auf dem Traktor helfen und zwei Männer aus Syrien und dem Irak am Pflug sind. Alle Tätigkeiten auf dem Acker, das Säen, Pflegen und Ernten, sind bei uns die Gleichen wie im Irak, dem Iran, in Syrien, in Afghanistan, in Somalia und im Sudan. Alle „häufeln“ ihre Kartoffeln genauso an wie wir Schwaben. Nächstes Jahr werden wir unser „Gärtle“ vergrößern, da immer mehr mitmachen wollen. Alles was gepflanzt wird, wird auch gegessen. Nichts verkommt, nichts bleibt im Boden oder am Strauch hängen. Für mich als Verantwortlichen ist der Erfolg des Projekts ganz besonders schön!



Erfolgreiche Kartoffelernte.

Foto: Jürgen Hirning.

Jürgen Hirning, geboren 1953 in Gomaringen, ist schon seit über 36 Jahren ehrenamtlich tätig. Er war Schriftführer und erster Vorsitzender des Obst- und Gartenbauvereins Gomaringen. Er war Sprecher des Flüchtlingsnetzwerks Gomaringen und erhielt 2018 von der Gemeinde Gomaringen den Ehrenamtspreis. Im Juni 2020 wurde sein Einsatz für das Gemeinwohl mit der Staufermedaille des Landes Baden-Württemberg gewürdigt. Mittlerweile lebt er mit einem geflüchteten jungen Mann in einer Wohngemeinschaft. Sein Herzensprojekt ist der interkulturelle Garten, in dem geflüchtete und nichtgeflüchtete Engagierte gemeinsam Tomaten, Kartoffeln, Paprika, Auberginen und viele andere Gemüsearten anbauen.

Falafel zur Hochzeit

Von Sarah Sötz

Alles begann 2015, als ich einer syrischen Familie bei verschiedensten Diensten helfen und ihnen die Integration in unser Dorf erleichtern wollte.

Da die Frau der Familie sehr gut Englisch sprach, stand unserer Kommunikation und auch der Kommunikation mit anderen wenig im Wege. Die kleine Familie (Eltern und Sohn) war sehr offen und bereit, sich auf die neue Umgebung einzulassen. Damit der Sohn zügig Anschluss finden konnte, nahm ich ihn mit zur Musikschule, in die auch meine Tochter ging und er bekam auch relativ schnell einen Kindergartenplatz. Der Vater spielte in einer Freizeitmannschaft Fußball und hatte auch so schnell Kontakt zu Einheimischen!

Auch bei der einmal im Jahr stattfindenden Markungspatzete machten zwei syrische Familien mit, was im Dorf natürlich gern gesehen wurde.

Zwischen unseren beiden Familien entstand mit der Zeit eine enge Bekanntschaft und es ging nicht mehr nur um das Erledigen von Schriftverkehr oder Hilfe bei den Ämtern oder anderen Stellen, sondern wir trafen uns auch des Öfteren zuhause zu gemeinsamen Essen oder gingen zusammen in die Wilhelma.

Zu unserer Hochzeitsparty bereiteten sie uns leckersten Taboulé, Falafel und Hummus zu. Unsere Gäste standen Schlange, um das syrische Essen frisch frittiert zu schnabulieren! Leckerst!

Inzwischen ist die Familie top integriert, sie haben sich vergrößert und noch Zwillinge bekommen. Der Vater hat Arbeit gefunden und die Mutter möchte, sobald die Zwillinge in die Kita kommen, eine Ausbildung beginnen.

Leider viel zu selten finden wir momentan Zeit uns zu treffen und um uns zu unterhalten oder gemeinsam zu essen!

Sarah Sötz, geboren 1980 in Roding, wohnt in Ammerbuch. Ende 2015 hat sie angefangen, eine syrische Familie bei Angelegenheiten des Alltags, wie der Organisation des Kindergartenplatzes oder der Musikschule, zu unterstützen. Motiviert wird sie durch das Wissen, dass niemand die eigene Heimat freiwillig verlässt und dass niemand die Strapazen und Ungewissheiten einer Flucht ohne Grund auf sich nimmt. Deshalb hat sie vor allem direkt nach der Ankunft der Familie ihren Teil dazu geleistet, dieser den Start in ihr neues Leben zu erleichtern, wodurch heute noch eine Freundschaft besteht. Ihr Dank gilt all den EhrenamtlerInnen, die Geflüchtete unterstützen.



Die zugezogene Familie aus Syrien kocht bei Sötz' Hochzeit.

Foto: Sarah Sötz.

Besser du isst dein trocken Brot

Von Martin Kreuser

Jamil (Name geändert) ist vor fünf Jahren hier angekommen. Von Anfang an war er überaus interessiert und darauf aus, hier Fuß zu fassen. Bei fast allen Aktivitäten des Freundeskreises ist Jamil mit dabei. Wir erkundeten gemeinsam die nähere Umgebung, erwanderten den herbstlichen Lichtenstein und waren zur Betriebsbesichtigung einer Autofirma in Sindelfingen. Wir organisierten gemeinsame Feste und Begegnungen, besuchten mehrfach die nahe gelegene Universitätsstadt und konnten auch gemeinsam mal abhängen. Im Freundeskreis boten sich viele an, Geflüchteten zu helfen. Jamil ging auf die Angebote ein, und eine engagierte Ehrenamtliche, die ein offenes Haus, Herz und viel Zeit für ihn aufbrachte, bezeichnet er heute als seine Mutter. „Sie hat meine Hand genommen und sie geführt, sodass ich die ersten lateinischen Druckbuchstaben schreiben konnte.“ Sie vermittelte ihm auch verschiedene Praktikumsstellen, bis er sich auf ihr Anraten hin entschied, eine Ausbildung zum Fensterbauer anzutreten. Ihr Argument, das ihn überzeugte: „Dieses Handwerk kannst Du auch einmal ausüben, falls Du in den Irak zurückkehrst.“

Jamil und ich, wir gehören beide zum Netzwerk der Geflüchteten und ihrer Unterstützer vor Ort. Einige Geflüchtete, die wie Jamil schon länger hier leben, helfen jetzt mit, dass andere, die später ankommen, erste Hilfestellungen erhalten.

Jamil ist besonders dankbar für seinen Lernbegleiter. Der pensionierte Schulmeister hat mit ihm in unendlicher Geduld den Lernstoff der Berufsschule auf- und nachbereitet. „Ich bin mir sicher, er hätte die theoretische Prüfung zum Fensterbauer selber mit der Note ‚sehr gut‘ bestanden!“, erzählt Jamil lachend.

Als Jamil am Ende seiner Lehrzeit in eine krisenhafte Lage hineinschlitterte, riet ich



Hat beim Helfen dazugelernt: Martin Kreuser.

Foto: Martin Kreuser.

ihm aus der Bestürzung heraus und wenig einfühlsam, seine Ausgabenseite drastisch zu verringern. Auch forderte ich ihn auf, Erwartungen, die an ihn aus seiner alten Heimat gestellt wurden, zurückzuweisen.

Daraufhin herrschte zwischen uns erst einmal Funkstille. Jamil bestand seine Abschlussprüfung und erhielt einen Festvertrag. Wow. Auch ich freute mich von Herzen mit für ihn und konnte ihm so auch gratulieren.

Einige Zeit danach haben wir uns ausgesprochen. Wie er denn mit meiner schroffen Kritik umgegangen sei, habe ich ihn gefragt. „Ich habe mich an ein Sprichwort erinnert, das mir meine Mutter beigebracht hat. Es heißt: ‚Besser du isst dein trocken Brot zu Hause, als Reis und Hühnchen bei einem Fremden.‘ – Ich musste mich auf meine eigenen Kräfte besinnen. Und so habe ich es dann gemacht.“

Ich selber habe daraus gelernt, dass ein Krisenplan im Kopf und im Herzen des Betroffenen selber entstehen muss. Auch gut gemeinte Bevormundung bleibt Bevormundung und ertüchtigt nicht zu einer selbständigen Lebensführung.

Auch weil er zwischenzeitlich über einen Aufenthaltstitel verfügt, ist für Jamil eine Familienzusammenführung in Aussicht. Er freut sich darüber riesig.

Wie er sich sein Leben in fünf Jahren vorstellt, frage ich den inzwischen 30-Jährigen: „Ich habe meine Frau bei mir. Vielleicht sogar Kinder. Ich kann meine Eltern im Nordirak besuchen. Und wir können reisen. Ich möchte einmal im Auto nach Paris fahren und den Eiffelturm sehen!“

Martin Kreuser, geboren 1959 in Esslingen, lebt und arbeitet in Dettenhausen. Seit der ersten Ankunft von IranerInnen in den 1980er Jahren, die nach der Gründung der Islamischen Republik Iran aus ihrem Land geflohen sind, engagiert er sich in der Flüchtlingsbegleitung. Als evangelischer Gemeindepfarrer hat er den dienstlichen Auftrag, sich vor Ort für geflüchtete Menschen einzusetzen. Aber das Engagement für Geflüchtete ist für ihn auch ein persönliches Anliegen. Er hilft gerne, vor allem aus der Dankbarkeit heraus, dass es ihm und unserem Land so gut geht. Für ihn ist Großmut und die Aufnahmebereitschaft von Fremden eine Christenpflicht.

Die Sache mit der (Uhr-)Zeit

Von Monika Petersen

Spätsommer 2015. „Unsere“ Geflüchteten in der vorläufigen Unterkunft (VU) Niethammerstraße sind unruhig: „Wann können wir endlich Deutsch lernen, mit Zertifikat und so?“ Sie haben es schnell erfasst: Ohne so ein Papier in der Hand, sie nennen es „Dokument“ oder eben „Zertifikat“, ist man in Deutschland nichts. Sie möchten vorankommen, wenigstens Beweise sammeln, dass sie auch hier etwas schaffen, besonders diese furchtbare Sprache, an der man so leicht verzweifeln kann.

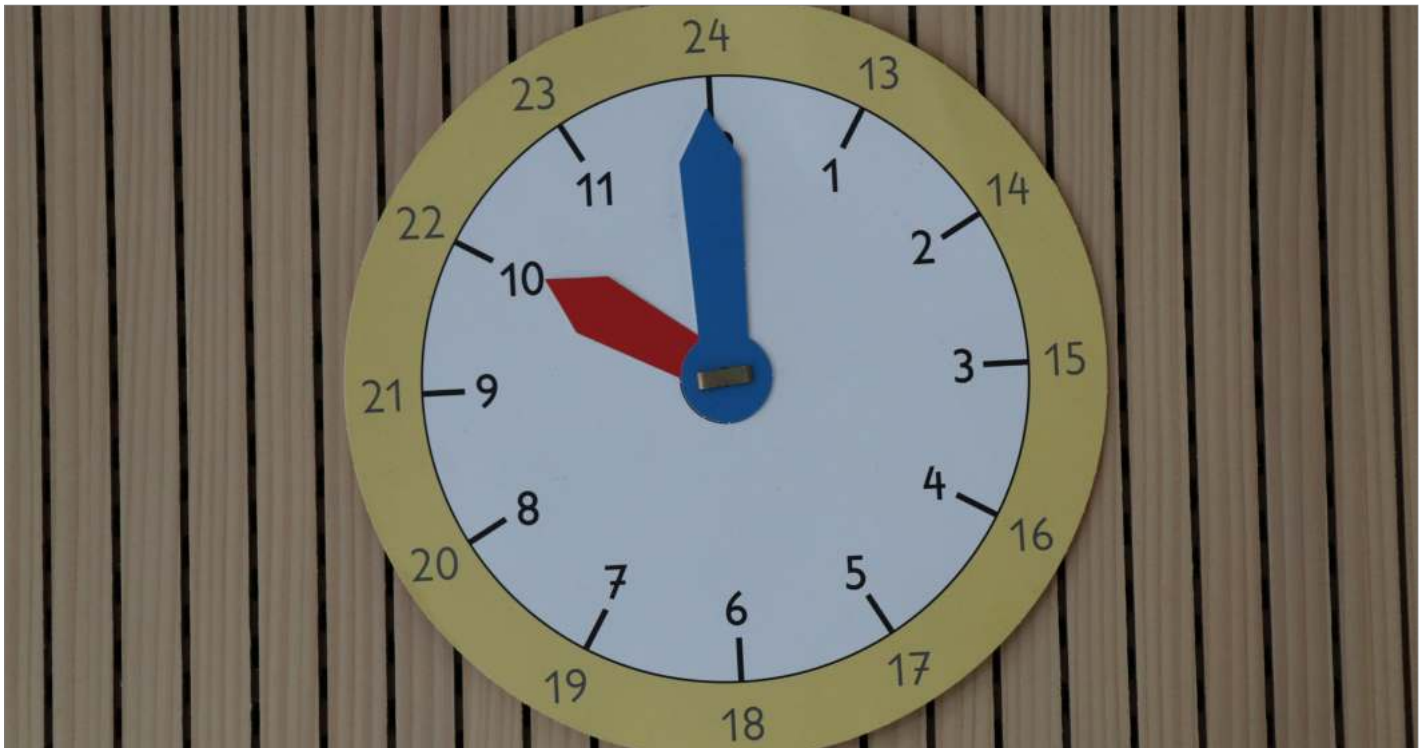
Es ist August 2015, sie sind schon acht Monate hier. Ein „Sprachkurs“ muss her. Jetzt. Drei weitere LehrerInnen und ich beschließen, das Deutschlernen selber zu organisieren. Immer zwei von uns unterrichten täglich je zwei Stunden, das macht zwei Einsätze pro Person und Woche; mittwochs ist Pause. Alle Interessenten sind alphabetisiert. Wir legen los mit einem Lehrbuch auf A1-Niveau und verständigen uns untereinander durch eine Art Klassenbuch.

Immer wieder geht es um das Thema „Uhr“ und „Zeit“. Nicht nur, dass der gemeinsame Beginn morgens um 08:30 Uhr schwer durchsetzbar ist; manche möchten dann zuerst noch mit uns frühstücken und über amtliche Schreiben sprechen, die gerade wieder eingetroffen sind. Einer möchte lieber über das Wort „Pause“ reden, weil er Kaffee braucht, wegen seiner Kopfschmerzen. Die anderen ziehen ihn auf, dass er sich am besten vom Arzt ein Rezept besorgen möge: im Nonnenhaus

„Du kommst zu spät, steh bitte morgen früher auf.“



Mit selbst gebastelten Pappuhren wurden nicht nur die deutschen Begriffe für Uhrzeiten gepaukt ... Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.



... sondern auch das Thema Pünktlichkeit akribisch durchgenommen.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

könne er damit ja statt in die Apotheke gleich in den Supermarkt einen Stock tiefer gehen, vielleicht auch zu Lidl oder ALDI. Verabredungen zu einer bestimmten Uhrzeit pflegen nicht selten auch daran zu scheitern, dass ihnen die Redeweise „halb neun“, „viertel vor zwölf“, „viertel nach zehn“, und weitere in der Art, nicht so richtig einleuchtet. Wir arbeiten mit einer selbstgebastelten Pappuhr, aber immer wieder vertauschen sie das „vor“ und „nach“. Der richtige Gebrauch will einfach nicht hängenbleiben und die Bedeutung der Pünktlichkeit auch nicht.

Mitten in diesem Kampf gegen die Uhr ergab es sich einmal, dass ich morgens nicht kommen konnte, aber auch nicht rechtzeitig Bescheid gesagt oder einen Tausch mit den Kollegen organisiert hatte. Ich rechnete fest damit, dass meine Kollegin um 11 Uhr einen leeren Gruppenraum vorfinden würde, und sah ernste Gespräche über die

Regeln auf uns zukommen, mit mir in einer unangenehmen Position. Als ich jedoch um 10:30 Uhr, früher als erwartet, nachschauen ging, saßen alle, vollzählig und fröhlich grinsend, auf ihren Plätzen und riefen vernehmlich: „Du kommst zu spät, steh bitte morgen um halb sieben auf.“ So holen einen die eigenen Sprüche ein.

An der Tafel stand Berhe und hatte sie in Deutsch und in Tigrinya vollgeschrieben. Ich setzte mich hin und hörte nur noch zu. Mit der Pappuhr in der Hand erklärte er seinen Landsleuten gerade die deutschen Zeitangaben, und zwar richtig. Seinem Kommentar: „Wenn du keine Zeit hast, können wir Schule auch selber machen. Zu Hause ist es langweilig“, war nichts hinzuzufügen. Er gab den Lehrer und hielt die Mannschaft souverän auch ohne Kaffee in Schach: „Kaffee gibt es heute später!“ Einige Geflüchtete aus dem Irak saßen ruhig daneben, verstanden ihn natürlich nicht,

erfassten aber dennoch irgendwie, worum es gerade ging.

In 2019 hat Berhe eine dreijährige Ausbildung als Facharbeiter mit einer guten Note abgeschlossen. Er soll immer pünktlich gewesen sein. Einer hat den Hauptschulabschluss geschafft.

Und die anderen Kumpel haben den Unterschied zwischen „vor“ und „nach“ und die Sache mit der Pünktlichkeit spätestens durch Jobs kapiert. Weitgehend. Einer kämpfte über zwei Jahre mit der Uhr, auch wenn Kaffee zur Verfügung stand. Immer wieder suchten ihn die Alpträume heim, er schlief nicht gut und wurde lange die Bilder aus Libyen und seiner Flucht nicht los. „Nach“ der Flucht wurde für ihn erst Realität, als er die Aufenthaltserlaubnis bekam, als einer der letzten aus der Niethammerstraße. Seitdem wartet er auf Frau und Kind.

Vorwärts in die Vergangenheit

Von Monika Petersen

Die Rückkehr der Roma-Familie nach Serbien fand Ende 2016 statt. Zwei Jahre haben wir sie begleitet und mit ihr Höhen und Tiefen erlebt. Unvergessen bleibt, wie schnell sich die älteren vier Söhne in Kindergarten und Schule integrierten, in unserer Kirche mitzuwirken begannen, für ihre Eltern dolmetschten und alle zusammen an den Veranstaltungen der Gemeinde teilnahmen. Jedes Mal mit frisch gebackenem Brot unter dem Arm, das sie großzügig zu verteilen pflegten. Für immer in Erinnerung bleiben wird auch die Erleichterung in ihren Gesichtern, als der fünfte Sohn 2015 um Monate zu früh und mit weniger als 700 g in Tübingen auf die Welt kam und nach einem Vierteljahr, im Winter 2015, endlich die Neonatologie in

einem überlebensfähigen Zustand verlassen durfte; aber auch die ohnmächtige Wut auf unserer Seite, als die Behörden die siebenköpfige Familie unverzüglich im kalten Winter 2015/16 nach Serbien "rückführen" wollten. Dieses hanebüchene Vorhaben konnte mit Mühe und Not abgewendet und im Laufe weiterer zwölf Monate in eine freiwillige Rückkehr umgewandelt werden. Immer noch trägt uns die Erfahrung, wie stark sich Familien und Nachbarn, die die Familie kennengelernt hatten, am Ende engagierten, um eine Rückkehr auf die Müllkippe zu verhindern: Sie folgten dem Aufruf unseres Unterstützernetzwerkes und spendeten so reichlich, dass der Ankauf eines kleinen Hauses in Serbien gelang.

Zu einem empathischen Abschied an jenem Dezembertag fehlte jedoch die Zeit. Die Regie über die letzten beiden Stunden in Deutschland übernahm nämlich die Polizei im Stuttgarter Flughafen. Die legte der Familie, als sie sich vorschriftsmäßig aus Deutschland abmelden wollte, eine Strafanzeige wegen illegaler Einreise vor. War schon der Zeitpunkt verblüffend, entwickelte sich zum Schrecken der Familie auch noch ein Glanzstück deutscher Asyl-Bürokratie, das sie beinahe um das rechtzeitige Boarding gebracht hätte.

Endlos gingen Papiere hin und her. In deutscher Sprache. Zum Glück war auch eine Dolmetscherin aus Tübingen zugegen. Schließlich verstand die Familie, dass ihnen die Anzeige nach Serbien nachgeschickt werden würde, und sie beruhigten sich wieder. Immerhin durften sie ihre freiwillige Ausreise zu Ende bringen. Welche Strafe die deutsche Justiz ihnen nachträglich zuerkannte, ist nicht überliefert. Bekannt war aber damals schon, dass Roma-Rückkehrer für mindestens sechs Monate aus der serbischen Sozialhilfe herausfallen. Und wenn dann oder irgendwann später die Sozialleistungen einsetzen, reicht das Geld hinten und vorne nicht.

Nach der Landung in Belgrad trat die Familie sofort die Weiterreise in den Südosten an, um die ersten Tage bei Verwandten zu verbringen. Die Eltern hatten entschieden, das kleine Häuschen, das ihnen gehören würde, erst zu beziehen, nachdem ein serbisch-orthodoxer Priester es im Namen des Heiligen Michael gesegnet hatte.

Wir wussten: Alle Formalitäten, die Rückkehrer in Serbien abzuwickeln haben, sind vorab erledigt, die Krankenversicherung ist beantragt, insbesondere das jüngste Kind wird die erforderliche medizinische Beobachtung erhalten. Die Mutter wird Gemüse anbauen, vielleicht eine Ziege



Jedes Mal brachte die Roma-Familie frisches Brot mit zu den Veranstaltungen der Gemeinde.

Foto: Pixelio/Henrik Gerold.

und Hühner anschaffen und mit ihrem Mann alles daransetzen, ihre Familie über Wasser zu halten. Die deutschen Freunde hier in Tübingen werden versuchen den Kontakt zu halten und zu helfen, soweit dies möglich ist. Und begannen zu hoffen: Vielleicht kehrt einer der Söhne eines Tages als Arbeitsmigrant nach Deutschland zurück. Vielleicht.

Ich habe den Südosten Serbiens kurz vor der Rückkehr der Familie besucht und das unglaubliche Elend der Roma gesehen. Wie erwartet fiel der Familie die Wiedereingewöhnung nach zwei Jahren in Deutschland schwer, auch wenn Serbien das Land ist, das sie kannten, wo ihre Angehörigen leben, in dem die Kinder, bis auf das jüngste, aufgewachsen waren, das allen Widrigkeiten zum Trotz ihre Heimat war und ist. Lange genug hatten sie seine Schattenseiten zu fürchten gelernt: die Benachteiligung aus ethnischen Gründen, die mangelnden Perspektiven für sich und ihre Kinder, das Elend, in dem der serbische Staat die Roma sich selber überlässt. Das Leben auf der Müllkippe konnten sie hinter sich lassen, aber die Zukunft, der sie entgegengingen, hielt und hält für sie nur äußerst bescheidene Verhältnisse bereit. Die altbekannte Ausgrenzung der Roma hat bis heute nicht abgenommen. Die Roma-Frage blieb auch bei den Verhandlungen über den EU-Beitritt Serbiens sorgsam ausgeklammert. Wie vorher schon beim Beitritt Rumäniens, Polens, Ungarns und der Tschechei.

Uns bleibt zu hoffen, dass die Kinder von den positiven Erfahrungen, die sie in Deutschland in der Schule und im Kindergarten machen konnten, noch lange zehren, dass sie sie ein Stück weit durch die unvermeidliche Abwertung getragen und den Schulabbruch verhindert haben. Wir haben den Kontakt verloren. Das mulmige Gefühl im Bauch regt sich immer noch.



Monika Petersen beobachtet ein verändertes Bewusstsein in der Gesellschaft für das Thema Flucht.
Foto: Monika Petersen.

Monika Petersen, geboren 1951, lebt in Tübingens Norden. Sie ist seit 1981 in der Flüchtlingsarbeit tätig und koordinierte viele Jahre den Unterstützerkreis um die ehemalige Gemeinschaftsunterkunft Niethammerstraße. Neben der Begleitung von geflüchteten Menschen nimmt sie auch übergeordnete Aufgaben wahr und leitete unter anderem den „Runden Tisch Gesundheit“. Aufgewachsen in einer Familie mit

Fluchterfahrung, interessierte sie sich schon früh für Menschen, die verfolgt werden und ihr Heimatland verlassen müssen. Sie beobachtet ein verändertes Bewusstsein der Gesellschaft für das Thema Flucht. So wäre eine Willkommenswelle, wie im Jahr 2015, in den achtziger Jahren nicht denkbar gewesen.

Begleiter sein

Von Khalat Mohammed



Khalat Mohammed: „Mit der Zeit trauten sich die Kinder ohne Angst ins Wasser.“

Foto: Dagmar Müller.



Khalat Mohammed begleitet Kinder zum Schwimmkurs.

Foto: Khalat Mohammed.

Als ich im Jahr 2016 einen Artikel über das Projekt „Schwimmen für alle Kinder“ las, berührte mich die Idee sehr, Kindern mit verschiedenen Hintergründen das Schwimmen zu ermöglichen. Deshalb entschied ich, mich während meines Masterstudiums ehrenamtlich beim Projekt zu engagieren. Von 2016 bis 2019 habe ich ein wenig zum Erfolg des Projektes beigetragen.

Ich begleitete im Rahmen eines Pionierprojektes eine Gruppe von GrundschülerInnen bis zum Schwimmbecken und war immer präsent dabei. Ich bemerkte, dass manche Kinder Angst vor dem Wasser hatten. Im Laufe der Zeit trauten sich die Kinder, mit Ermutigung ihrer BegleiterIn-

nen, ohne Angst ins Wasser. Dabei konnte ich erkennen, dass die Kinder sich langsam mit dem Wasser anfreundeten. Sie fingen sogar an, uns manchmal zu fragen, ob wir noch mehr Termine zum Schwimmen anbieten könnten. Das Projekt trug Früchte.

Ich erinnere mich noch sehr gut daran, dass zwei syrische Väter manchmal selbst zum Hallenbad kamen, um sich bei uns für die Bemühungen zu bedanken. Außerdem kamen andere Kinder in Begleitung bereits angemeldeter Kinder zu uns, um sich selbst zum Schwimmkurs anzumelden.

Ich hatte viel Kontakt zu zugewanderten und geflüchteten Eltern und deren Kindern. Da ich mehrere Sprachen spreche,

konnte ich bei Missverständnissen in der Kommunikation oder bei Fragen zum Schwimmunterricht vermitteln.

Auch ich profitierte von meinem Engagement in dem Projekt. Unter anderem konnte ich meine Master-Abschlussarbeit über „Soziale Integration von geflüchteten Jugendlichen in Deutschland – Lebensherausforderung von geflüchteten Jugendlichen in Deutschland“ noch mehr vertiefen.

Es zeigte sich erstaunlicherweise, dass die Eltern von Töchtern positiv zu einem Schwimmkurs eingestellt waren – teilweise entgegen der ursprünglichen kulturellen Haltung, dass Mädchen nicht schwimmen müssten. Insbesondere Mütter fanden Schwimmen für ihre Töchter gut. Das primäre Ziel des Projektes war es, Kindern aus ärmeren Familien das Schwimmen beizubringen. Meine Erfahrungen zeigten mir, wie sehr das Projekt zur Integration von Geflüchteten beitrug. Viele geflüchtete SchülerInnen trafen sich auch außerhalb der Schule, übten schwimmen und verbrachten zusammen mit anderen Kindern aus Deutschland ihre Zeit im Wasser.

Khalat Mohammed, geboren 1988 in Erbil im Irak, lebt und arbeitet als Sozialpädagoge in Tübingen. Er studierte Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Soziale Arbeit an der Universität Tübingen. Er schloss sein Studium mit dem Master of Arts ab. In seiner Geschichte berichtet er über seine Erfahrungen als Begleiter im Projekt „Schwimmen für alle Kinder“.



„Schwimmen für alle Kinder“: Mit viel Spaß lernen die Kinder schwimmen.

Foto: Pixelio/Rainer Sturm.



Khalat Mohammed ist berührt von der Idee, Kindern mit unterschiedlicher Herkunft das Schwimmen zu ermöglichen.

Foto: Khalat Mohammed.

Die Überfahrt

Von Helmut Schneck

Navid hatte gesagt: „Helmut, ich liebe dich schwimmen!“ Es dauerte, bis ich das kapierte. Er wollte mit seinen Freunden ins Freibad gehen, um den eintönigen Alltag der Geflüchteten im früheren Schlachthof hinter sich zu lassen. Also meldete ich Navid mit seinem Bruder Masut und zwei Freunden beim Schwimmkurs an. Masut war Feuer und Flamme und erwartungsvoll fuhren wir eines Nachmittags los. Nach dem Glück unter der wunderbaren Dusche ging es zum Becken. Die Jungs konnten es kaum erwarten, endlich ins Wasser zu kommen.

Aber als wir uns dem Beckenrand näherten, verlangsamte Masut seinen Schritt und zögerte. Und als er ins Wasser steigen wollte, war es plötzlich aus mit ihm. Zwar nur in gebrochenem Deutsch, aber doch unmissverständlich, erklärte er, dass er nicht hineinkönne. Die Anderen spritzten vergnügt im Wasser und winkten ihm zu. Aber Masut kam nicht. Alles gute Zureden half nichts. Während des ganzen Schwimm-

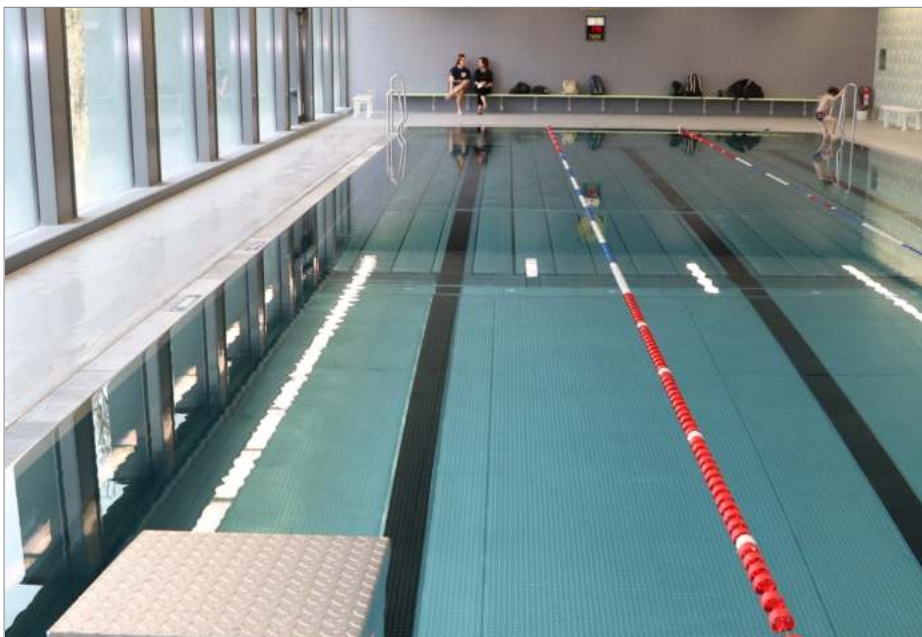
unterrichts saß er in sicherer Entfernung vom Beckenrand. Und am Ende zog er sich wieder um und fuhr mit nach Hause.

Vor der zweiten Stunde wollte ich mit ihm sprechen, aber die Zeit war zu knapp. Masut zog sich mit den anderen um, sein Gesichtsausdruck wirkte angestrengt. Ich versprach ihm, dass die Schwimmlehrerin gut auf ihn aufpassen würde. Auch die anderen Jungs munterten ihn auf, diesmal mit ins Wasser zu kommen. Aber Masut konnte nicht. Je mehr wir auf ihn einredeten, desto deutlicher zog er sich zurück. Die meiste Zeit kauerte er wie erstarrt in einer Ecke des Hallenbads und keine zehn Pferde hätten ihn dazu bewegen können, ins Becken zu steigen. Alle waren verzweifelt. Am Ende der Schwimmstunde sagte die sonst so geduldige Schwimmlehrerin, dass sie dieses Verhalten nicht länger verantworten könne. So viele andere Kinder warteten auf einen Kurs. Und Masut wolle gar nicht schwimmen lernen. Masut reagierte gereizt, es gab Streit.

Trotz der Sprachschwierigkeiten versuchte ich am nächsten Tag mit dem Vater zu reden. Ich sagte ihm, dass es so nicht weitergehen könne. Masut müsse seinen Platz für ein anderes Kind freimachen. Er bat mich inständig, es noch einmal zu versuchen. Ich hatte zwar keinerlei Hoffnung, wollte aber auch nicht hartherzig sein.

Was dann in der dritten Schwimmstunde geschah, weiß ich nicht mehr so genau. Ich weiß nur: Zuerst hielt Masut sich abseits wie immer. Irgendwann aber sah ich ihn im Wasser und er wurde einer der tüchtigsten und freudigsten Schwimmer überhaupt. Und von da an war er kaum noch aus dem Wasser zu bekommen. Bis heute ist er einer der glücklichsten Menschen, denen man im Freibad begegnen kann.

Viel später hat er dann stockend von der Überfahrt erzählt. Nach der mühseligen Flucht zu Fuß über die hohen Berge und mehrere Grenzen waren sie mit dem Bus bis zur Küste gelangt. Dort stiegen sie in ein Schlauchboot, viel zu viele, und alle hatten Angst. Und dann wurden sie von einem anderen Boot beinahe gerammt, es gab große Wellen, manche fielen ins Wasser und verschwanden dort. Masut hatte zusehen müssen. Noch das Erzählen trieb ihm die Tränen in die Augen. Aber jetzt war er ganz von alleine ins Wasser gestiegen, lernte schwimmen und konnte sich so von seinem Trauma lösen. Er konnte sogar darüber reden – ein Wunder!



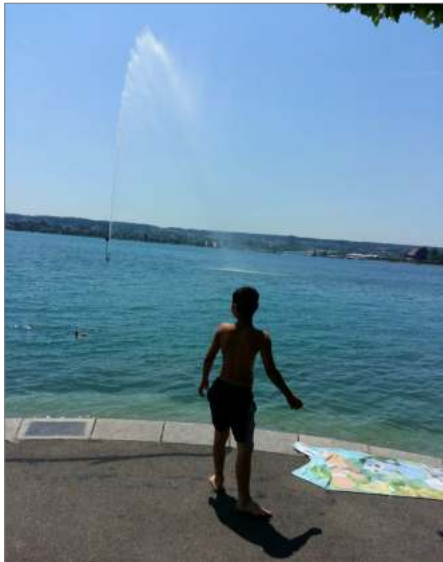
Keine zehn Pferde hätten Masut dazu bewegen können, ins Becken zu steigen.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Helmut Schneck, geboren 1954, wohnt in Tübingen. Er ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Der pensionierte Religionslehrer ist ehrenamtlich in der Stiftskirchengemeinde in Tübingen aktiv. Er pflegt Freundschaften mit Flüchtlingsfamilien.

Bodensee-Ausflug

Von Ursula Probst



„Er hatte den sehnlichsten Wunsch, einmal den Bodensee zu sehen.“

Foto: Ursula Probst.

Ein geflüchteter Junge hatte den sehnlichen Wunsch, einmal den Bodensee zu sehen.

Mein Mann und ich schenkten es ihm zum Geburtstag und planten einen Tagesausflug. Er wünschte sich seinen Bruder mitzunehmen. So machten wir uns zu viert auf den Weg.

Die Fahrt zog sich und unterwegs kamen wir durch ein Gewitter.

Ganz unglücklich meinte der Junge, dass es heute nichts mehr wird, es regnet ja nur. Wir machten ihm Mut, dass es nur ein Schauer ist und am Bodensee ganz anders Wetter sein kann.

Und es war dann eine Freude ihn dort zu erleben, als die Sonne schien und er das große Wasser sah.

Zuhause hatten sie auch einen großen See in ihrer Nähe gehabt und da sind sie immer schwimmen gegangen. Er liebt das Wasser über alles.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen, das seine Mutter für uns vorbereitet hatte, ging es ab ins Wasser. Bald merkte er die

Strömung, das war ihm neu, das kannte er noch nicht. Doch er ließ sich nicht entmutigen und schwamm fröhlich hin und her. Eine Tretbootfahrt hatten wir ihm auch versprochen. Nun ging die Suche nach einem Verleih los.

Nach einem längeren Hin und Her fanden wir einen Verleih, doch er war auf Stunden im Voraus ausgebucht. Er verwies uns auf den nächsten Verleih und so radelten wir fröhlich am See entlang.

Unterwegs „verloren“ wir dann meinen Mann und es gab eine größere Suchaktion, in deren Verlauf uns die Polizei half und uns am Ende wieder glücklich zusammenführte. Das war sehr aufregend für

unseren Jungen und er glaubte schon, die Tretbootfahrt würde es nicht mehr geben. Doch der Verleih hatte noch geöffnet und so fand die geplante Fahrt eben mit Verspätung doch noch statt. Er sprang vom Boot ins Wasser, genoss das Schwimmen und die Freiheit.

Danach schwammen die beiden Jungs noch gut eine halbe Stunde lang, bis wir endlich liebevoll, aber deutlich, zum Aufbruch mahnten, damit wir noch am gleichen Tag heimkamen.

Im Auto meinte unser Geburtstagskind glücklich: „Das war ein sooo schöner Tag! Machen wir das beim Geburtstag meines Bruders wieder?“



„Es war eine Freude, ihn zu erleben, als die Sonne schien und er das große Wasser sah.“

Foto: Ursula Probst.

Begleitung eines Schwerkranken

Von Ursula Probst

Bei einem jungen Mann aus Gambia wurde Magenkrebs im Endzustand diagnostiziert. Als wir vom Arzt mit dieser Diagnose zurückkamen, war er ganz verzweifelt.

Ich bot ihm an, dass ich für ihn bete, dass er jetzt trotz allem gut schlafen kann. Er stimmte zu und so bat ich Jesus, dass er ihm jetzt eine ruhige Nacht schenken möge und sein Herz ruhig werde. Tage später sagte er zu mir: „Du hast gebetet und ich habe ganz ruhig schlafen können.“ Er musste eine Woche zu weiteren Untersuchungen und Tests ins Krankenhaus. Nach seiner Rückkehr war klar, dass er nicht mehr in seine Unterkunft zurückkehren konnte. Ein anderer Geflüchtete in seiner Unterkunft hatte bisher schon Stress gemacht und nun wurde es für ihn unerträglich. Er selber sagte: „Ich kann nicht mehr dort leben.“

Doch wir hatten unseren Urlaub geplant und hatten ihn schon wegen den Untersuchungen und der zuerst geplanten OP um eine Woche verschoben.

Nun hatten wir keinen Spielraum mehr.

Wir überlegten alle Möglichkeiten, wo er die drei Wochen während unseres Urlaubs unterkommen könnte. Doch es kam keine befriedigende Lösung. Da entschieden wir uns, ihn mit in den Urlaub zu nehmen.

Nach einem Telefonat mit dem Quartier war das gegen Aufpreis möglich, da die Ferienwohnung drei Betten hatte.

Nun wurde es spannend: Einige Freunde von unserem jungen Freund waren am Vorabend unserer Abreise gekommen und saßen bei uns im Wohnzimmer und berieten, was nun am besten für ihn wäre. Da ging es in ihrer Muttersprache heftig hin und her. Einige hatten anscheinend Bedenken, aber es zeichnete sich auch keine sinnvolle Lösung während ihrer Diskussion ab. Schließlich ergriff unser junger Freund das Wort, bisher hatte er sich kaum zu Wort gemeldet, und meinte: „Sie haben



Herr Probst trägt das Engagement seiner Frau nach Kräften mit. Den jungen Gambier hat er ins Herz geschlossen.

Foto: Ursula Probst.

gesagt, sie nehmen mich mit in den Urlaub und ich halte mich an ihre Regeln.“

Es war eigenartig, danach flammte zwar noch einmal die Diskussion auf und meinem Mann wurde es zu viel, aber ich spürte, es hatte sich etwas verändert. Die Sache war entschieden. Es war sozusagen nur noch das Auslaufen der Diskussion, bis alle wieder runtergekommen waren.

Um etwa 22 Uhr verließen alle nachein-

ander das Haus, nur unser junger Freund blieb.

Die drei Wochen gemeinsamen Urlaubs waren eine sehr intensive Zeit der Begegnung und des Austauschs.

Es gab immer wieder Zeiten, in denen unser Freund sehr deprimiert war.

Vor unserer Abreise hatte eine Ärztin, die seine Muttersprache sprach, ihm seine Situation erklärt.

Das musste er verarbeiten und das kostete ihn viel Kraft. Aber wir haben viele schöne Situationen und Erlebnisse zusammen gehabt und das hat uns durch die anschließende schwere Zeit getragen.

Unser junger Freund wohnte bis zu seinem Tod bei uns und wir durften ihn auf diesem schweren Weg begleiten – ihm ein Stück Familie sein.

Bis vier Monate vor seinem Tod hat er noch im 3-Schicht-Betrieb gearbeitet. Diese Arbeit hat ihn sehr erfüllt und er hat sie geliebt.

Für uns war es neben aller psychischen Belastung auch ein großes Geschenk, dass er uns so vertraute und wir ein Stück seines Lebens mit ihm teilen durften.

Das berührt mich immer wieder, dieses große Vertrauen, das diese Menschen, für die ich fremd bin, mir entgegenbringen.



Der Freund aus Gambia fand bei den Probsts eine Bleibe für die Zeit bis zu seinem Tod.

Foto: Ursula Probst.



Niemand kann sich sein Geburtsland und die Startbedingungen selbst aussuchen: Ursula Probst.

Foto: Archiv Ursula Probst.

Ursula Probst, geboren 1958 in Stuttgart, wohnt in Ofterdingen. Mit ihrem Engagement möchte sie geflüchteten Menschen, die den Weg nach Deutschland geschafft haben, eine neue Lebensperspektive geben. Sie unterstützt Menschen, die bisher ihr Leben selbst gestaltet und meist viele Fähigkeiten haben, beim Deutschlernen und dabei, sich in ihrem neuen Alltag zurechtzufinden. Sie betrachtet es als großes Geschenk und Segen von Gott, dass sie in Deutschland geboren ist und dass es ihr so gut geht. Von diesem Segen möchte sie etwas weitergeben, denn niemand kann sich sein Geburtsland und damit die Startbedingungen selbst aussuchen.

We are family

Von Karin Kontny

Seit mehr als zehn Jahren bin ich nun schon ehrenamtlich im Bereich Inklusion tätig.

Dazu gehört auch die Arbeit für Geflüchtete. Oder besser: die Begegnung mit ihnen. Denn das ist es tatsächlich, was mein Engagement für mich wertvoll macht.

Und natürlich hoffe ich, dass es den Geflüchteten – den Menschen, die mir begegnen – mit mir ähnlich geht. Meistens habe ich zumindest den Eindruck, dass es so ist. Dass mich all diejenigen, die ich in den vergangenen Jahren kennenlernen durfte, mit meinen Eigenheiten akzeptieren und wertschätzen. Im Asylzentrum Tübingen etwa werde ich von manchen lie-

bevoll „die große Katastrophe“ genannt. Was zum einen an meiner Größe liegt. Zum anderen aber auch an der Tatsache, dass viele dort meinen Lebensalltag wohl etwas befremdlich finden. Zumal für eine Frau. Als Journalistin, Reporterin und Kulturmanagerin führe ich, so empfinden es manche, das Leben eines Mannes. Außerdem bin ich viel unterwegs und arbeite gefühlt ständig, statt einfach auch mal nur abzuhängen und das Leben im Kreis (m)einer Familie zu genießen. Was für ein Unding! Viel zu hart, dieser Job. Wie gut, dass es meine Freunde Haidar, Kamal, Mama Hanane und all die anderen gibt, die mich zum Glück immer genau dann

ausbremsen, wenn ich mal wieder im stressbedingten Adrenalinrausch durch die Gegend zu flitzen drohe.

Karin, setz dich! Komm, trink einen Tee. Iss was. Wie war dein Tag? Wie geht es dir?

Dann aufatmen können. Gemeinsam. Und da sein, einfach zusammen sein.

Familie sein auf Zeit. Seit zwei Jahren habe ich übrigens tatsächlich eine „richtige“ Familie: Mein langjähriger Freund Haidar und seine Frau Iman haben eine Tochter bekommen. Bei der Geburt war ich auf Wunsch von Iman und Haidar dabei und wurde kurzerhand im Kreißsaal zur Tante ernannt. Noch heute erzählen wir uns von diesen gemeinsam erlebten und durchlebten Momenten im Krankenhaus. Staunen, wie groß die kleine Kadija schon geworden ist. Lachen, wenn sie mir das Zählen auf Kurdisch beizubringen versucht und ich bei fünf aufgeben muss, weil ich die anderen Zahlwörter schon wieder vergessen habe. Es ist ein Glück, dass wir uns haben. Mit allen Auf und Abs.

Karin Kontny, geboren 1976, ist engagierte Journalistin, Reporterin und Kulturmanagerin und hat das Asylzentrum Tübingen e.V. unter anderem bei der Veröffentlichung des Buches „Heimat. Geschichten und Bilder von Menschen auf der Flucht“ als Redakteurin begleitet. Sofern es ihre Zeit zulässt, unterstützt sie im Café International, dort, wo gerade Hilfe gebraucht wird. Mit einigen ihrer (literarischen) Projekte fördert sie die Flüchtlingsarbeit des Asylzentrums Tübingen, ebenso wie die von anderen Organisationen. So zum Beispiel „Drei Musketiere Reutlingen e.V. – Hilfe für Menschen in Not“.



Wurde im Kreißsaal kurzerhand zur Tante ernannt: Karin Kontny.

Foto: Haidar Nishkar.

Begegnung

Von Anneliese Gartner

Das Schönste ist doch, wenn Menschen, klein und groß, von weit entfernten Punkten auf unserem Planeten zusammenfinden und eine Seelenverwandtschaft verspüren.

Der folgende Dialog per WhatsApp hat zwischen meiner Großnichte Nele (sieben Jahre alt) und dem jugendlichen Zabi, der aus Afghanistan zu uns kam, stattgefunden. Die beiden haben sich bei unserer Familienweihnachtsfeier in Berlin kennengelernt.

Nele: „Hallo Zabi, wie geht's dir? Also mir geht's gut. Und dir? Was machst du gerade? Ich bin gerade bei Oma und das Lieschen (das bin ich) besucht uns. Ich wollte dir nur ‚Hallo‘ sagen. Tschüs“

Zabi: „Hei, Nele, hier ist Zabi. Schön, dass du dich noch an mich erinnerst. Vielen Dank für deine Grüße. Ja, mir geht es super gut. Ich mach grad meine Ausbildung und wie geht es dir eigentlich? Wie geht es deiner Mam und deinem Dad? Deiner Omi? Ich freue mich, wenn ich dich bald wieder sehe. Bis bald, tschau“

Seit der Weihnachtsfeier waren schon neun Monate verstrichen und Zabi wurde nicht mehr von mir betreut. Aber die Kontakte sind geknüpft und für Nele gehört Zabi zur Familie. Ich finde das so beglückend, dass mir ein Gedicht von Eichendorff dazu einfällt...

Wünschelrute

„Schläft ein Lied in allen Dingen,
 Die da träumen fort und fort,
 Und die Welt hebt an zu singen,
 Triffst du nur das Zauberwort.“

Joseph von Eichendorff



Anneliese Gartner: Beglückt von den Verbindungen zwischen Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt.
 Foto: Anneliese Gartner.

Ali Gartner, geboren 1951, ist Deutsch-Griechin. Die Diplompädagogin fühlt sich in Griechenland ebenso zu Hause wie in Hirrlingen, wo sie heute lebt. Seit 2012, nach dem Tod ihres Mannes, ist sie aktiv in der Begleitung für geflüchtete Menschen. Für einen Jungen aus Afghanistan ist sie seine deutsche „Omi“. Durch ihr Engagement bei ei-

ner Spielgruppe in Rottenburg lernte sie eine andere Familie aus Afghanistan kennen, die sie seitdem mit Freude und Bewunderung begleitet. Sie versteht sich als „Weltbürgerin“ und ist davon überzeugt, dass wir in Deutschland, trotz verschiedener Probleme, auf einer Insel der Glückseligkeit leben.

Von Mummeln, Franzosen und allen Heiligen

Von Gustav Rechlitz



Der Ausflug in den Schwarzwald führte die Gruppe auch zum berühmten Mummelsee.

Foto: Pixelio/Rainer Sturm.

Nicht nur die deutsche Sprache lernen, sondern auch was von Deutschland sehen und erleben – das war die Überlegung von Uli Skuza für die Geflüchteten aus den Deutschkursen der Volkshochschule Rottenburg. Herr Rohleder – seinerzeit noch Leiter der VHS – fand die Idee großartig und versprach, sich noch vor seinem Ausscheiden und Wechsel nach Kornwestheim dafür stark zu machen und sich um die Finanzierung zu kümmern. Ich war damals einer der ehrenamtlichen Tutoren in den Deutschkursen und als Wanderführer im Deutschen Alpenverein übernahm ich sofort begeistert die Planung und stellte mich als Reiseleiter zur Verfügung.

Am Donnerstag, dem 21. Mai, ging es los. 29 Schülerinnen und Schüler aus Gambia, Eritrea und anderen Ländern, sowie acht Tutorinnen und Tutoren als Begleiter saßen im großen Reisebus und freuten sich auf eine entspannte Fahrt in den Schwarzwald. Die Fahrt führte über Freudenstadt und den Kniebis hoch auf die Schwarzwaldhochstraße. Auch wenn meine Erläuterungen zu unter anderem der Entstehung der Grindenlandschaften und des neuen

Schwarzwald-Nationalparks aufgrund der Sprachhürden nicht von allen verstanden werden konnten, begeisterte dennoch die wunderschöne Landschaft mit herrlichen Ausblicken über die bewaldeten Höhen des Nordschwarzwalds die erstaunten TeilnehmerInnen. Immer wieder waren auch die mittlerweile wieder verheilenden Narben des Orkans Lothar vor mehr als 15 Jahren zu erkennen und wie die Natur sich zunehmend die verwüsteten Flächen und Berghänge zurückerobert.

Am Mummelsee hielt der Bus an, alle TeilnehmerInnen stiegen aus und waren sofort begeistert vom fast kreisrunden Karssee und seiner märchenhaften Umgebung und hielten Ausschau nach den geheimnisvollen Mummeln. Laut lärmend wurde einmal der See umrundet, ehe es dann über einen bequemen Weg hoch zum Plateau der Hornisgrinde auf 1164 Metern über dem Meeresspiegel ging. Ich erzählte von der wechselhaften Geschichte des höchsten Gipfels im Nordschwarzwald und der jahrzehntelangen Vereinnahmung: Zuerst durch die deutsche Wehrmacht und später durch französische Besatzungstruppen, die

erst Ende der neunziger Jahre durch den Abzug der Franzosen endete. Der danach renovierte und wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemachte Hornisgrindeturm war allerdings an diesem Tag geschlossen. Dennoch waren die Ausblicke in das fast tausend Meter tiefere Rheintal großartig. Meine Ausführungen wurden von den Meisten zwar nicht verstanden, das war aber egal – alle hatten ihren Spaß.

Nach einer ausgiebigen Vesperrast führte die Wanderung erst zum Bismarckturm und dann, mit aufregenden Tiefblicken, weiter in den Bieberkessel über dessen obere Abbruchkante. Auf Holzbohlenpfaden ging es dann über das baumlose Hochmoor-Plateau zum Dreifürstenstein, dem höchsten Punkt Württembergs. Zum Abstieg von der Hornisgrinde teilte sich die Gruppe: Während die einen den gleichen Weg zurückgingen, wanderten die anderen ausgesprochen vergnügt über einen schmalen, wilden Waldpfad oberhalb des Mummelsees wieder zurück zum Treffpunkt am Bus.

Das nächste Ziel war die Klosterruine Allerheiligen, die über eine kurvenreiche Fahrt nach einer halben Stunde erreicht wurde. Die imposante Ruine in dem versteckten und schwer zugänglichen Taleinschnitt wurde zum hundertfachen Fotomotiv der AusflugsteilnehmerInnen, die ausgelassen die Reste des noch erhaltenen Mauerwerks erkundeten und die Tafeln mit den Erläuterungen zur Geschichte des Klosters zu verstehen versuchten. Der weitere Weg folgte schließlich dem engen Tal des Liezbachs, bis dieser sich über atemberaubende Kaskaden in einer wilden Schlucht in die Tiefe stürzt. Heute führen schmale Treppen mit fast 200 Stufen bequem an den Allerheiligen-Wasserfällen entlang, die dennoch eine Vorstellung von der mühevollen Erschließung dieses Naturschauspiels erlauben. Am unteren Ausgang der



„Meine Ausführungen wurden von den meisten Teilnehmern zwar nicht verstanden, aber das war egal – alle hatten ihren Spaß.“

Foto: Gustav Rechlitz.

Schlucht wartete schließlich der Busfahrer, um die zufriedenen Wanderer wieder aufzusammeln und die Heimfahrt über Oppenau, Bad Peterstal und Freudenstadt anzutreten.

Gute Laune, gutes Wetter und eine gute Vorbereitung der Reise haben dafür gesorgt, dass dieser Ausflug hoffentlich noch lange in der Erinnerung der TeilnehmerInnen, sowohl der Geflüchteten als auch der Tutoren, nachwirkt.

Gustav Rechlitz, geboren 1954, engagiert sich seit seinem Ruhestand im Jahr 2015 sehr aktiv in der Rottenburger Flüchtlingshilfe. Er war über drei Jahre lang Tutor in Deutschkursen an der Volkshochschule Rottenburg und er half bei der Verteilung von Sachspenden. Er wirkt mit im Asyl- und Sprachcafé, sowie im Begegnungsgarten. Nicht genug dessen, betreibt er noch eine Fahr-

radwerkstatt für und mit Geflüchteten. Seinen Einsatz versteht er als humanitäre Verantwortung gegenüber Menschen, die ihre Länder wegen Hunger, Not, Verfolgung, und (Kriegs-)Gewalt verlassen haben. Für diese und andere Umstände sieht er eine Mitverantwortung bei dem wohlhabenderen Teil der Welt.

Engagement trifft Realität – ein Blick zurück

Von Heide Mattheis

Wenn ich heute in Rottenburg unterwegs bin, begegnet mir immer wieder ein Lächeln und eines „unserer Spielkinder“ aus dem DHL- Hochhaus ruft „Hallo!“ Wir freuen uns aneinander, wir haben eine kleine gemeinsame Geschichte. Erstaunt bin ich, wie gut diese Kinder die deutsche Sprache sprechen, welchen schulischen Weg sie schon gegangen sind, wie selbstverständlich sie sich in unserer und nun auch ihrer Stadt bewegen. Sie sind angekommen.

2015 waren sie auch angekommen: Fremd, unsicher und in einer unschönen Umgebung – dem DHL-Gelände.

Ja, vor fünf Jahren hatten wir es uns auch leichter vorgestellt: Wir, eine Gruppe von Frauen innerhalb der Evangelischen Kirchengemeinde, wollten montags in der Kirchgasse ein Zimmer zum Spielen und Verweilen herrichten und freuten uns auf alle, die kommen.

Es kamen deutsche Mütter mit ihren Kindern, für Flüchtlingsfamilien war die

Hemmschwelle zu hoch. Sie hatten andere Sorgen und wie sollten sie den Weg zu uns finden, wenn wir sie nicht an die Hand nehmen? So wurde uns bald klar, dass wir zu ihnen gehen müssen, ins DHL-Hochhaus, wo sie versuchten unter schwierigen Bedingungen heimisch zu werden. Dort fanden wir auch unsere „Montagsbleibe“. Manche Kinder warteten schon vor dem Haus auf uns, bei anderen klopfen wir an die Zimmertüren. „Nein, sie schlafen gerade“ oder „Wir gehen heute zum Ein-



„Wir wollten montags in der Kirchgasse ein Zimmer zum Spielen und Verweilen herrichten und freuten uns auf alle, die kommen.“

Foto: tünews INTERNATIONAL/Salwa Saada.

kaufen“ war oftmals die Antwort. Schade! Wir waren hoch motiviert, hatten Spielzeug gesammelt, Bastelmaterial, Buntstifte, Bücher und selbstverständlich eine kleine Stärkung für zwischendurch bereitgestellt. Viele von uns hatten Erfahrung mit Kindern, beruflich und privat.

Wir wollten gemeinsam im Kreis anfangen, ein kleines Ritual einüben, doch unsere Gäste hatten meist andere Ideen. Sie wollten toben, nicht in der Runde oder am Tisch sitzen. Konzentriert bei einer Sache sein war eher selten möglich, Gebasteltes wurde schnell wieder zerstört, entweder selbst oder vom Gegenüber. Es kamen Eltern, die ein Gespräch suchten und oft bedürftiger waren als ihre Kinder. Tränen und Lachen waren eng beieinander.

Bei uns MitmacherInnen waren auch Freude und Frust eng beieinander. Aushalten, als der Schrank mit den Spielen aufgebrochen war und alles zerstreut und zertreten im Zimmer rumlag. Das Team wurde klein und kleiner, nicht alle hielten es aus, das Chaos und die Lautstärke.

Es gab trotzdem schöne und lustige Stunden, zum Beispiel wenn ich Sinti wöchentlich meine Engelsflügel, im Älterwerden schlaff gewordene Oberarme, vorführen sollte und sie nach ihnen schaute. Oder, wenn nach dem Lied verlangt wurde, das zum Gassenhauer geworden ist. Wenn die oft so traurigen Kinderaugen strahlten.

Mit dem Abstand von heute sehe ich, dass unsere Erwartungen oft zu hoch waren. Die Kinder hatten Fluchterfahrungen hinter sich, ihre Welt war aus den Fugen. Und jetzt die drangvolle Enge und ständig wechselnde Belegungen, ohne eine Rückzugsmöglichkeit und in einer unschönen Umgebung. Wie bedrohlich war es, wenn wieder eine Familie abgeschoben wurde und wieder eines unserer „Montagskinder“ weg war. Und wir, wir träumten von unserer „Montagswelt“!



Heide Mattheis blieb trotz Lärm und Chaos bei der Stange.

Foto: Susanne Mehlfeld.

Es gab Sternstunden und schwierige Momente. Immer wieder zogen wir am Ende des Vormittags, freudig von den Kindern begleitet, von dannen, manchmal war ich nur froh, dass es mal wieder geschafft war.

Vier Jahre lang sind wir immer wieder gekommen, bis es „Kindermangel“ gab. Die Familien konnten in Wohnungen ziehen. Ich durfte mit zwei Familien ihren Weg weitergehen. Darf miterleben, wie sie ihr Familienleben gestalten, wie sie Fuß gefasst haben in ihrer „neuen Heimat“, eine Arbeit gefunden haben, wie die Kinder größer werden. Sie gehören zu meinem Leben. Es berührt mich immer wieder, wie sehr sie mir vertrauen. Unsere gemeinsame Rottenburger Zeit hat sich zum tragfähigen Boden entwickelt.

Heide Mattheis, geboren 1949 in Blaubeuren, wohnt in Rottenburg-Wendelsheim. Sie ist sehr aktiv in der Evangelischen Kirchengemeinde in Rottenburg, deren erste Vorsitzende sie 18 Jahre lang war. Noch heute engagiert sie sich als Gebäudebeauftragte und als Leitungsmitglied der Vesperkirche in Rottenburg. Das Leitbild der Kirchengemeinde, einladend und offen für alle Menschen zu sein, bestärkt sie in ihrem Engagement für geflüchtete Menschen. Seit über fünf Jahren begleitet sie geflüchtete Familien in Rottenburg und ist bis heute sehr eng mit zwei syrischen Familien verbunden.

Sozialer Treffpunkt Fahrradwerkstatt

Von Hans-Jörg Schlaich-Lindel

Seit Sommer 2015 bin ich in der Wilhelm-Keil-Straße dafür zuständig, gespendete Fahrräder zu reparieren, an die geflüchteten Menschen weiterzugeben und einmal in der Woche dort vor Ort im Innenhof der Unterkunft mit den Geflüchteten gemeinsam ihre Fahrräder zu reparieren. Dazu bringe ich Werkzeug und Ersatzteile mit.

Die Ersten, die mir von Anbeginn bis jetzt entgegenfliegen, sind die Kinder, die froh über jedwede Abwechslung sind. Auch sie wollen natürlich immer wieder ihre Fahrräder reparieren, aufpumpen, Reifen flicken oder einfach nur den Sattel anders einstellen.

So lebte ein kleiner mazedonischer Junge (acht Jahre alt) mit seiner Mutter in der Unterkunft. Dieses Kind war immer im Hof oder auf der Straße und wartete bis jemand kam. Er interessierte sich sehr für Fahrradreparaturen, allerdings nicht unbedingt nur für sein eigenes Fahrrad.



Ein kleiner Junge machte sich einen Spaß daraus, die Fahrradpumpe zu verstecken.

Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.



Die AnwohnerInnen der Unterkunft in der Wilhelm-Keil-Straße nehmen das Angebot der Werkstatt dankbar an.

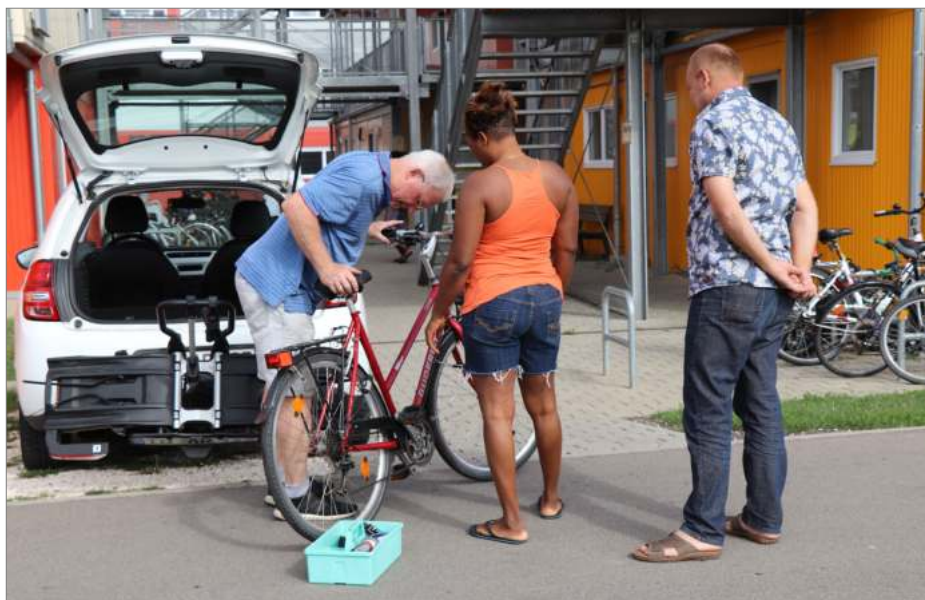
Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Alle herumstehenden Fahrräder liefen Gefahr von ihm „repariert“ zu werden. Ihm das zu verbieten, war nicht ganz einfach. Er wehrte sich gegen Vorschriften auf seine Weise. Zunächst entwendete er die dort von mir deponierte Fahrradpumpe und versteckte sie, allerdings so, dass ich sie wiederfinden konnte, er half mir sogar dabei. Daraufhin befestigte ich sie mit einer Gliederkette. Am nächsten Tag lagen von der Kette nur noch die einzelnen aufgebrochenen Glieder im Hof. Das war sicher harte Arbeit. Er wartete, was nun passieren würde. Ich installierte eine neue und lud ihn zu mir nach Hause ein, wo er in meiner Werkstatt nach Herzenslust basteln konnte. Die Pumpe verschwand nie mehr und wir wurden gute Freunde, bis er mit seinem Vater, der für ein paar Wochen in Deutschland war, nach Mazedonien zurückmusste.

Für mich ist die wöchentliche Reparaturzeit immer auch ein schöner sozialer Treffpunkt mit den meisten BewohnerInnen. Besonders gesellig war eine Gruppe junger gambischer Männer, die immer kamen, sogar als sie nicht mehr da wohnten. Es gab Kaffee und wir versuchten uns auf Schwäbisch zu unterhalten. Ich schaute jedes Mal bei ihnen in der Küche vorbei und sehr oft gab es „Göckele“, so war mein Spitzname schnell gefunden: „Da kommt das Göckele.“

Diese jungen Männer wohnen alle nicht mehr in dieser Unterkunft, aber freundschaftlichen Kontakt habe ich immer noch zu einigen.

Hans-Jörg Schlaich-Lindel, geboren 1950, lebt in der Tübinger Südstadt. Er ist pensionierter Lehrer und wollte von Beginn an geflüchteten Menschen praktische Hilfestellungen geben. Seit der Eröffnung der für ihn nahgelegenen vorläufigen Unterkunft in der Wilhelm-Keil-Straße, engagiert er sich zusammen mit den Mitgliedern des Arbeitskreis Asyl Südstadt ehrenamtlich in der Flüchtlingsarbeit.



Hans-Jörg Schlaich-Lindel ist selten allein an seinem Arbeitsplatz in der Tübinger Wilhelm-Keil-Straße.
Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.



Eine Gruppe junger Gambier nannte Herrn Schlaich-Lindel „Göckele“.
Foto: Anne-Rose Lindel.



Es gibt immer jede Menge zu tun für den „Werkstattleiter“.
Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Herzensangelegenheit Kinder

Von Karin Veit

Im Herbst 2018 hatte ich über den Freundeskreis Asyl Ammerbuch den ersten Kontakt zu einer jungen Familie mit drei Kindern aus Afghanistan. Beim ersten Kennenlernen war ich sofort berührt von diesen sympathischen Menschen und ihrer Geschichte. Seither haben wir einen regelmäßigen Austausch. Das Wohl der Kinder liegt mir sehr am Herzen. Im Laufe der Zeit gab es viele schöne Begegnungen. Zwei davon möchte ich erzählen.

An einem sonnigen Tag Ende April dieses Jahres habe ich mir den Wildfang namens Ariya geschnappt. Mit Mund-Nasenschutz, Picknickdecke, Ball und Schulbüchern bin ich mit ihm auf die grüne Wiese unter einen Apfelbaum gegangen. Nicht zum Vergnügen, sondern wir haben uns spielerisch dem kleinen Einmaleins angenähert, indem wir uns einen Ball zugeworfen haben. Bei korrekter Antwort kam der Ball wieder zu mir zurück. Ariya ist ein vom

Ball begeistertes Kind und lernte ziemlich schnell. Auf der pinkfarbenen Decke in der grünen Wiese las er mir anschließend noch Geschichten aus seinem Schulbuch vor. Trotz Mundschutz hatte dieser kleine Wildfang so viel Spaß an unserem ungewöhnlichen Lernausflug und seine Augen strahlten Zufriedenheit aus.

Ein weiterer Ausflug führte uns nach Stuttgart ins Naturkundemuseum. Hier war Ariyas Schwester Atena mit dabei. Es war



Ungewöhnliche Methode: Einmaleins-Pauken mit dem Ball.

Foto: Pixelio/Lupo.



Annäherung an das Homeschooling-Thema „Steinzeit“ im Stuttgarter Naturkundemuseum.

Foto: Wikimedia Commons/Ra'ike.

am ersten Tag der Wiedereröffnung nach dem Lockdown. Das vorgegebene Homeschooling Thema war die Steinzeit, die wir uns im Museum ausgiebig betrachteten. Die wissbegierigen Kinder waren von den Neandertalern, ihren Behausungen, den Werkzeugen und Feuerstellen sehr beeindruckt. Überwältigt waren sie von den Mammuts, Elefanten und Höhlenbären. Zuhause bastelten wir dann ein Steinzeit-

werkzeug. Es ist uns sogar gelungen damit Nüsse zu knacken. Dieser Ausflug zu Dritt wird uns in guter Erinnerung bleiben.

Karin Veit, geboren 1952 in Engen, wohnt in Ammerbuch. Sie versteht ihr Engagement als praktische Integrationshilfe. Sie unterstützt geflüchtete Menschen in bürokratischen Angelegenheiten und beim Deutsch

lernen. Ebenso sieht sie sich als Kulturmittlerin. Motiviert wird sie von den kleinen, sichtbaren Erfolgen. Ganz besonders die Freude der Kinder bei vielen (Lern-)Ausflügen empfindet sie als sehr bereichernd. Karin Veit möchte mit ihrem Einsatz in der Gesellschaft etwas bewegen und nicht zuletzt damit ein Zeichen gegen Rassismus setzen.



Es ist bedrückend, Menschen zu sehen, die um ihr Leben reden.





Griff nach den Sternen

Von Ruth Blaum

Das selbstgewählte Projekt von Selma war „Unser Sonnensystem“, mit Unterthemen wie die Planeten unseres Sonnensystems, Raumfahrt, die erste Mondlandung und vieles mehr. Ich habe Selma über viele Wochen bei diesem Thema begleitet und wir beide haben dabei festgestellt, wie faszinierend es ist, mehr über das Weltall, den Ursprung des Lebens oder das Leben auf einem anderen Planeten zu erfahren. Dabei haben sich viele Gespräche über, im wahrsten Sinne des Wortes, Gott und die Welt ergeben. Wir haben uns vorgestellt, wie es wäre auf einem

anderen Planeten zu leben oder wie sich die Astronauten gefühlt haben, als sie den Mond betraten. Wir haben die unterschiedlichen Konfessionen beleuchtet, obwohl das gar nicht zum Thema gehörte. Immer wieder haben wir das Internet zu Rate gezogen, um etwas zu recherchieren, was uns gerade interessierte. In der Schule haben die anderen schon gesagt, wenn sie uns sahen: „Fliegt ihr wieder zu den Sternen?“ Diese gemeinsame Zeit hat dazu geführt, dass Selma mich auch außerhalb der Schule um Hilfe bat, wenn es ein Problem gab.

Das habe ich immer gerne getan.

Im Nachhinein kann ich sagen, dass diese vielen Stunden, die wir gemeinsam verbracht haben, nicht nur Selma eine gute Note beim Projekt einbrachten, sondern mich für ein Thema begeisterten, das ich so nicht kannte. Außerdem habe ich viele Einblicke in das Leben von Selma bekommen, die mir klar machten, was sie in ihrem jungen Leben schon alles erlebt hat und wie sie dafür kämpft, in Deutschland Fuß zu fassen und dieses Ziel mit großem Fleiß und Einsatz verfolgt.



Selma und Ruth Blaum haben gemeinsam festgestellt, wie faszinierend es ist, mehr über das Weltall, den Ursprung des Lebens und mögliches Leben auf einem anderen Planeten zu erfahren.

Foto: Pixabay/Rene Tittmann.

Faszination Parfüm – mehr als nur ein Duft

Von Elmar Wütz



Die selbst produzierten Seifen, Parfüms und Badekugeln sollten an einem eigenen Verkaufsstand auf dem Weihnachtsmarkt verkauft werden.

Foto: Pixelio/lakritzekatze.

Ruth Blaum, geboren 1949 in Albig/Rheinland-Pfalz, und Elmar Wütz, geboren 1954 in Rottenburg am Neckar, engagieren sich seit vielen Jahren in der Hausaufgabenbetreuung an der Burghof-Schule in Otterdingen. Seit 2015 betreuen sie dort ebenso Kinder aus geflüchteten Familien. Anfangs ging es vor allem um den Erwerb der deutschen Sprache. Die meisten Kinder waren mit großem Eifer dabei. Daraus ist mit fortschreitender Klassenstufe und im Laufe der Zeit eine intensive Zusammenarbeit mit den inzwischen Jugendlichen entstanden: Der Hauptschulabschluss stand bevor, einschließlich einer Projektarbeit mit einer zugehörigen Prüfung.

Ich hatte die Freude mich mit Mina und Isaak mit dem Thema „Parfüm“ auseinanderzusetzen. Erfreulich war, mit welchem Engagement die Gruppe an das Thema herangegangen ist. Um das Thema einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wurden ein Workshop, ein Verkaufsstand beim Weihnachtsmarkt und der Verkauf an der Haustüre der selbst produzierten Seifen, Parfüms und Badekugeln ins Leben gerufen. Dabei baten sie immer wieder um Unterstützung, um ihre Ziele zu erreichen. Der Höhepunkt war die Präsentation vor den Klassenlehrern. In einem ansprechenden Rahmen mit Kerzenlicht und Rosenblättern als Dekoration, wurden die Emotionen im Zusammenhang mit „Parfüm“ vorgestellt.

In diese Zeit fiel leider der Lockdown von Corona. Die Prüfungsvorbereitung zum Hauptschulabschluss wurde unterbrochen. Doch hatten die beiden ein wichtiges Ziel: die Hauptschule gut abzuschließen. Deshalb war es für mich selbstverständlich, die zwei auch in dieser schwierigen Zeit zu unterstützen, als sie mich von sich aus darum baten. So habe ich die Hausaufgabenbetreuung einfach zu Hause weitergeführt. Heute freue ich mich, dass beide den Abschluss geschafft haben und so ihr Engagement belohnt wurde. Mir hat es immer sehr viel Spaß gemacht, mit den jungen Erwachsenen zu arbeiten, da auch ich durch diese Arbeit immer wieder Neues hinzugelernt habe.

Das Anhörungsverfahren – ein Erfahrungsbericht

Von Ronald Hauber und Martin Winter

Vorbemerkung

Seit 2016 betreuen wir gemeinsam einen afghanischen Geflüchteten. Da wir beide berufstätig sind, teilen wir uns die Aufgabe. Das erfordert natürlich disziplinierte Abstimmung und funktioniert daher gut! Mit dem Erfahrungsbericht wollen wir anderen ehrenamtlichen BetreuerInnen Hinweise geben, wie sie im Vorfeld und während des Verfahrens sowohl den Geflüchteten als auch den Rechtsanwalt oder die Rechtsanwältin unterstützen können. Und wenn man es etwas weiter betrachtet, auch den Richter oder die Richterin am Verwaltungsgericht.

Wir hatten im Zuge unserer Unterstützung nicht die Intention, durch kreative Verbiegung von Sachverhalten zu helfen, sondern haben uns ganz strikt an das gehalten, was aus unserer Sicht der Wahrheit entsprach. Natürlich kann man Sachverhalte auf eine bessere oder schlechtere Weise vortragen. Wir haben uns in diesem Fall für die bessere entschieden. Aus unserer Sicht ergibt es keinen Sinn, irgendeine Geschichte zu erfinden und zusammenzubasteln. Das ist rechtlich bedenklich und kann „nach hinten losgehen“ und verschafft so der Person, die wir unterstützen wollen, viel-

leicht sogar einen Nachteil!

Wir verwenden hier aus Gründen des Datenschutzes keinen Original-Namen, auch Orte und Provinzen werden nicht genannt.

Der Sachverhalt

Der durch uns betreute afghanische Geflüchtete, nennen wir ihn Hali, kam Ende 2015 nach Deutschland und wurde relativ schnell von der Landes-Erstaufnahmestelle nach Tübingen weitergeleitet. Dort wohnte er in einem Haus, das von den ehrenamtlichen Helfern unseres Asylkreises betreut wird.



Im Verwaltungsgericht Sigmaringen fand die Verhandlung statt.

Foto: WikimediaCommons/Zollernalb.

2016 fand die Befragung durch das BAMF (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge) statt. Aufgrund der damals noch vorhandenen Sprachbarriere konnten wir wenig zur Vorbereitung auf dieses Gespräch beitragen. Während der Befragung war ein Übersetzer anwesend, wodurch die Fluchtgeschichte erst zu Tage kam.

Die Befragung durch das BAMF führte zu einer Ablehnung des Asylantrags, wogegen der beauftragte Rechtsanwalt

Familienbetrieb bezeichnen kann. Und das hat sich als Glücksfall herausgestellt. Er ist mit dem Unternehmerehepaar per Du, die Chefin nennt ihn „unseren Hali“. Natürlich gab es an der einen oder anderen Stelle Probleme, die aber immer in enger Abstimmung zwischen Firma, Berufsschule, Stadt und uns Betreuern als Informations- und Koordinations-Drehscheibe geklärt werden konnten.

Was natürlich am meisten geholfen hat, ist Hali selbst. Egal wo er auftritt, wird

de waren, die schnell dem BAMF zugeordnet wurden und Ablehnungen am Fließband produzierten, konnten wir nun hoffen, das Blatt zu wenden.

Zunächst ist festzustellen, dass der beauftragte Rechtsanwalt und das Gericht begrenzte Ressourcen haben. Man darf also beim besten Willen nicht erwarten, dass von dieser Seite eine Aufarbeitung der Fluchtgründe und -geschichte in der Tiefe möglich ist, wie wir das gemacht haben. Und genau um das geht es! Das können



Wir wollen Hinweise geben, wie man während des Verfahrens unterstützen kann.

Widerspruch einlegte. Damit wurde die Sache beim Verwaltungsgericht Sigmaaringen anhängig. Zur Verhandlung kam es erst 2019.

In den Jahren 2016 bis 2018 hat Hali den Schulabschluss geschafft, wodurch er im September 2018 bereits eine Berufsausbildung (Lehre) beginnen konnte. Zuvor hatte er sich in allen Ferien des letzten Schuljahres gemeinsam mit uns um Praktikumsplätze bemüht und insgesamt über sechs Wochen Berufspraktika gemacht, um herauszufinden, was ihm liegt und natürlich um von den Ausbildungsbetrieben Zusagen zu bekommen. Schlussendlich begann er bei einem kleinen Unternehmen seine Ausbildung, das man als

er als liebenswerter Mensch wahrgenommen und alle, die mit ihm zu tun haben, schätzen ihn.

Es lief also alles wunderbar, doch da war noch das ausstehende Verfahren am Verwaltungsgericht.

Die Vorbereitung des Verfahrens

Nachdem das BAMF die von Hali vorgebrachten Fluchtgründe und die gesamte Fluchtgeschichte bereits als unglaubwürdig eingestuft hatte, schien es schwer zu werden.

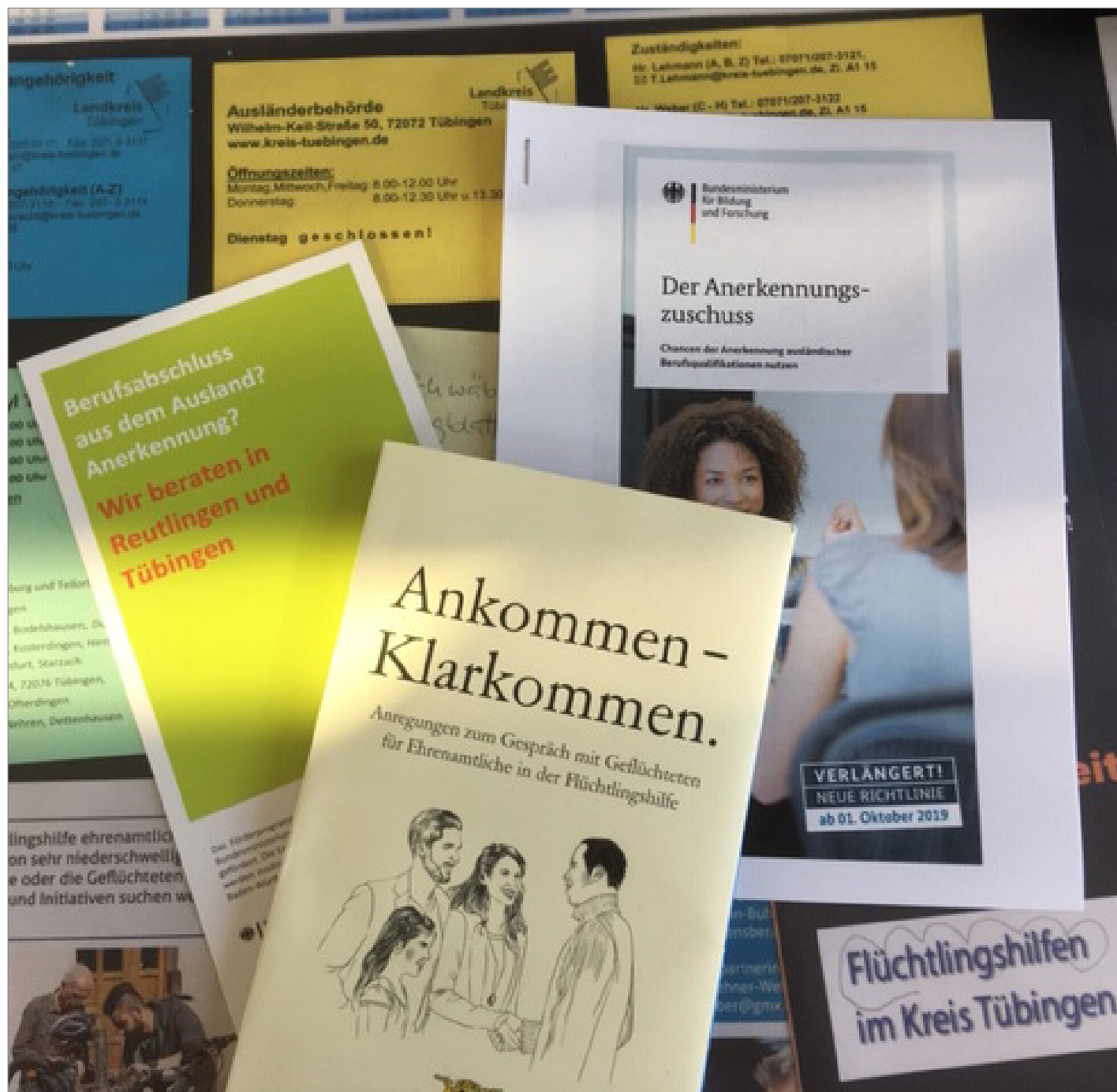
Wenn man hingegen bedenkt, dass das BAMF in dieser Zeit aufgrund der vielen Fälle „mit der heißen Nadel“ gearbeitet hat, die PrüferInnen zum Teil Berufsfrem-

Ehrenamtliche leisten, um Rechtsanwalt und Gericht zu unterstützen.

Um es vorweg zu nehmen: Das Verfahren endete positiv und Hali wurde subsidiärer Schutz gewährt. Damit ist ein erster wichtiger Etappensieg errungen.

Unsere Ziele

1. die Glaubwürdigkeit der Fluchtgeschichte durch Daten und Fakten zu untermauern
2. die generelle Sicherheitslage in der betreffenden Provinz zum Zeitpunkt der Flucht darzustellen und die individuellen Fluchtgründe mit dieser Sicherheitslage zu verknüpfen
3. die aktuelle Sicherheitslage in der



Für Hali boten seine Betreuer, Beratungseinrichtungen, sein Arbeitgeber und die Berufsschule Orientierung im Berufsleben.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Hanna Hahn.

Provinz und im Land an Hand von Fakten darzustellen, damit das Gericht von einer bis dato fortdauernden, individuellen Bedrohungslage für Hali ausgehen konnte.

56

Zu 1:

Zunächst haben wir in zwei mehrstündigen Interviews mit Hali die Gründe und Geschichte seiner Flucht erarbeitet, auf

Plausibilität geprüft und niedergeschrieben. Danach erstellten wir mit Hilfe von Google Earth eine Übersichtskarte der dortigen Landschaft und markierten die

relevanten Orte: Zum Beispiel dort, wo Hali von Militanten überfallen und anschließend entführt wurde, ebenso den Ort der späteren Freilassung, seinen Wohnort und andere wichtige Punkte. Außerdem erstellten wir entsprechende Abbildungen zu seinem Fluchtweg. Wir hatten damit ein Protokoll samt illustrierter Anlage vorliegen, das dem Gericht einen schnellen Zugang zur Erzählung Halis bilden sollte. Dabei haben wir bewusst genannt, dass wir als Betreuer dieses Protokoll angefertigt haben (einschließlich der Zeitpunkte der beiden Interviews). Wichtig ist, dem Gericht zu vermitteln, dass alles transparent und ohne Winkelzüge erfolgte. Wenn unsere Glaubwürdigkeit angezweifelt worden wäre, hätten wir vielleicht verloren.

Zu 2 und 3:

Den RichterInnen ist die Sicherheitslage in den Herkunftsländern bekannt, sie müssen sich laufend mit der Materie befassen. Damit alle RichterInnen denselben Wissensstand haben, hat das Verwaltungsgericht Sigmaringen eine „Erkenntnismittelliste Afghanistan“ erstellt, die auf der Webseite des Verwaltungsgerichts einsehbar ist. Dort sind die zu verwendenden Quellen verzeichnet, um den jeweiligen Fall zu beurteilen. Aber dennoch kann man als BetreuerIn unterstützen, wofür eine Einarbeitung allerdings notwendig ist.

Wir haben neben der Internet-Recherche einen weiteren Schwerpunkt auf die EA-SO-Berichte (European Asylum Support Office) gelegt und sie analysiert, da diese auf der Erkenntnismittelliste standen.

Uns ging es darum, festzustellen,

- welche kriegsähnlichen Auseinandersetzungen und Straftaten gegen das Leben in der betreffenden Region stattfanden und wie diese begangen wurden (modus operandi),

- wie relevant diese Feststellungen für die von Hali geschilderten Fluchtgründe sind,

- und welche Gefahren für Hali bei einer Rückkehr bestehen.

Wir haben aufgrund dieser Faktensammlung einen Sicherheitslagebericht samt Anlagen der zitierten Fundstellen erstellt. Wichtig ist, die reinen Fakten der Quellen mit der Geschichte des Geflüchteten in Zusammenhang zu bringen:

Im vorliegenden Fall waren zwei Brüder von Hali bei der Afghan Local Police und wurden durch Taliban-Milizen erschossen. 2015 wurde er von eben dieser Gruppe überfallen, schwer misshandelt und mit dem Tode bedroht, wenn er nicht einen bestimmten Auftrag erfüllen würde. Im Anschluss an seine Freilassung versorgten ihn seine Eltern mit Geld und forderten ihn auf, sofort zu fliehen.

Dafür war es unbedingt erforderlich, als Beweis für die Misshandlungen deren Spuren, wie zum Beispiel Frakturen, durch Tübinger Ärzte zu dokumentieren und attestieren zu lassen.

Schlussbemerkung

Diese Unterlagen gingen über den Anwalt dem Gericht vor der Verhandlung zu. Einer von uns Betreuern war bei der Verhandlung als Zuschauer dabei. Tatsächlich hat der Richter den Zuschauer dann auch zu Wort kommen lassen, was der Sache sehr dienlich war.

Ronald Hauber, geboren 1950, lebt in Tübingen. Der Satz von Angela Merkel 2016 „Wir schaffen das!“ war entscheidend für sein Engagement für geflüchtete Menschen. Er fragte sich, wer ist WIR? Er sah und sieht sich als ein Teil des WIR und trägt seitdem dazu bei, dass WIR das schaffen.

Dr. Martin Winter, geboren 1969, lebt in Tübingen. Er hat sich im Herbst 2015 einem Asylkreis angeschlossen, um in Form von Patenschaften für Geflüchtete individuell Hilfe leisten zu können. Er ist der Meinung, dass die gegenseitige Übernahme von Verantwortung in solchen Patenschaften wesentlich zu einer gelingenden Integration beiträgt.

IMPRESSUM/IMPRINT

tünews INTERNATIONAL

News von Geflüchteten für alle,
ermöglicht vom Landkreis Tübingen.

Redaktionsteam: Rahima Abdelhafid, Lobna Alhindi, Yaman Alnajjar, Reem Al Sagheer, Roula Al Sagheer, Sahar Ahmadi, Ademola Adetunji, Alexandra Alb, Hakan Demir, Mostafa Elyasian, Sylvia Haden, Farzaneh Hassani, Lilian Hekmat, Natalie Hekmat, Sameer Ibrahim, Bright Igbinovia, Ute Kaiser, Martin Klaus, Oula Mahfouz, Kerstin Markl, Claron Mazarello, Halima Ibrahim Mohamud, Mohammad Nazir Momand, Naeem Nazari, Filiz Sahin, Fatima Salehi, Hanna Sannwald, Wolfgang Sannwald, Andrea Schmitt, Michael Seifert, Tobias Sick, Hajera Sheikh, Will Thomas, Feras Trayfi, Sajja Yarmal.

ISSN 2628-8087

Verantwortlicher Herausgeber:

Dr. Wolfgang Sannwald, Landratsamt,
Wilhelm-Keil-Str. 50, 72072 Tübingen;
kulturgut@kreis-tuebingen.de

tünews INTERNATIONAL wird von KulturGUT e.V. herausgegeben und vom Landkreis Tübingen ermöglicht.

In Kooperation mit: Volkshochschule
Tübingen und Freies Radio Wüste Welle.



www.tunews.de

Darf er jetzt bleiba, da Bua?

Angela Baer

Ebrima kam im Herbst 2014 in der Flüchtlingsunterkunft in Rottenburg an. Der Empfang, der ihm dort bereitete wurde, hatte mit der vielzitierten Willkommenskultur nicht viel zu tun.

Ebrima war zuvor eineinhalb Jahre in Italien gewesen, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Perspektive. Davor, in Libyen, musste er im Gefängnis zusehen, wie sein Freund von sogenannten Aufsehern zu Tode geprügelt wurde. Ebrima saß in einem wackeligen Schlauchboot auf dem Mittelmeer und erlitt Todesangst. Er kommt aus Gambia, das zu den ärmsten Ländern der Welt gehört. Fast die Hälfte der Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze.

Das Gefühl, willkommen zu sein, erlebte Ebrima dann zum ersten Mal nach vielen Jahren beim AK Asyl Südstadt, der die Flüchtlingsunterkunft in der Wilhelm-Keil-Straße in Tübingen ehrenamtlich betreut. Der AK organisierte ein Willkom-

mensfest: 120 Geflüchtete und fast ebenso viele Ehrenamtliche kamen zusammen, es gab Fingerfood, Getränke, Musik und erste Gespräche. Ebrima hatte die Kappe tief in die Stirn gezogen und stand schüchtern in einer Ecke. Ich sprach ihn an und wir spürten sofort eine große Sympathie füreinander.

„I want to become a carpenter“, sagte Ebrima. „Ich möchte Zimmermann werden.“ Aha. Ein Geflüchteter aus Gambia, dessen Asylantrag wahrscheinlich abgelehnt werden würde, der vom Gesetz her keinen Anspruch auf einen Sprachkurs hat, der von Förderprogrammen der Arbeitsagentur weitgehend ausgeschlossen ist. Wie sollte das gehen?

Ebrima und ich machten uns an die Arbeit und wir kämpften uns durch Gesetze und Verordnungen, füllten Formulare aus, stellten Anträge, holten uns Rat und Hilfe beim Asylzentrum und beim Rechtsanwalt,

nahmen Beratungstermine wahr, schrieben unzählige E-Mails an die verschiedenen Behörden.

Die Gambier sind in den Augen des deutschen Staats Flüchtlinge „mit schlechter Bleibeperspektive“. Deshalb gibt es für sie kaum Integrationsangebote. Doch manchmal schaut ein Sachbearbeiter oder eine Sozialarbeiterin auch genau hin, prüft wohlwollend, was vom Gesetz her möglich ist – und so rutschte Ebrima in eine Maßnahme der Arbeitsagentur hinein, die junge Geflüchtete auf den Arbeitsmarkt vorbereitet. Dieser Umstand war ein Meilenstein.

Nach diesem kräftezehrenden Hinderis-Parcours erreichte Ebrima sein Ziel: Im Herbst 2016 wurde er Zimmerer-Azubi bei der Firma „HolzWerk“ in Tübingen. Der Chef, Gerd Siebert, erkannte das Potential und vor allem auch die lebenswürdige Wesensart des jungen Mannes aus



Als Omas Augenlicht am Ende ihres Lebens nachließ, gab ihr Ebrimas Hand bei seinen Besuchen Halt.

Foto: Angela Baer.

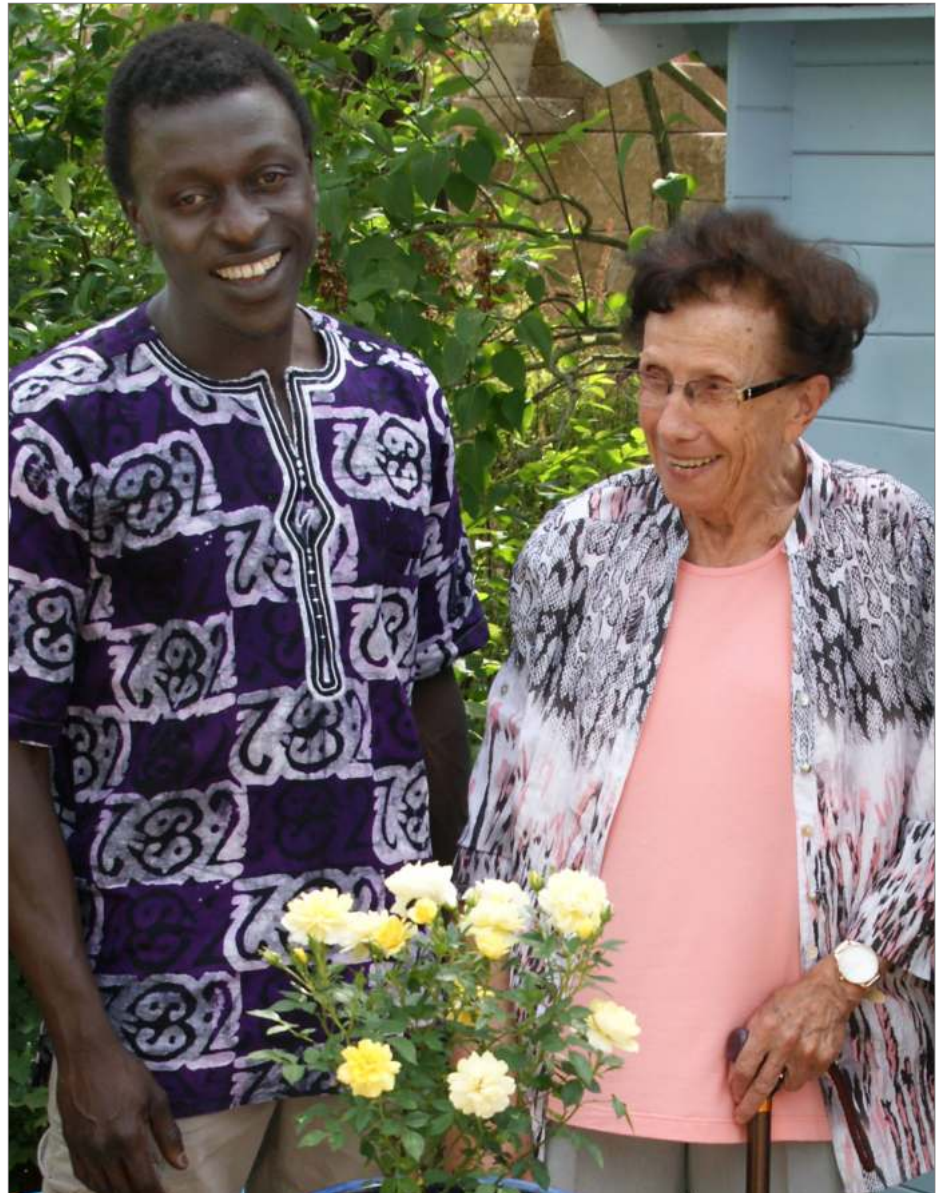
Gambia und gab ihm eine Chance. Der AK Asyl Südstadt war immer an Ebrimas Seite, organisierte bei Bedarf Nachhilfe und Arzttermine, unterstützte weiterhin bei Behördenangelegenheiten und half bei der Zimmersuche. Das Carl-Sonnenschein-Haus der Diözese Rottenburg-Stuttgart vermietete ein Zimmer an Ebrima – und endlich war er draußen aus dem Flüchtlingsheim, hatte ein eigenes Zimmer und konnte in Ruhe schlafen und nach seinem Rhythmus lernen.

Also alles gut? Weit gefehlt.

Das Damoklesschwert der Abschiebung schwebte weiterhin über Ebrima! Wir bereiteten ihn auf seine Anhörung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge vor und begleiteten ihn. Dies ist der wichtigste Termin im Asylverfahren, bei dem die Asylbewerber ihre Fluchtgründe darlegen müssen. Monate des nervenaufreibenden Wartens auf die Entscheidung folgten. Von einem Tag zum anderen hätte es heißen können: Asylantrag abgelehnt. Ab nach Gambia. Dass Ebrima unter diesen Umständen einen klaren Kopf bewahren und sich weiterhin auf Berufsschule und Ausbildung konzentrieren konnte, ist mehr als bemerkenswert.

Jetzt ist Ebrima fertiger Zimmerer-Geselle. Asyl hat er nicht bekommen, aber durch die Ausbildung konnte er sich einen regulären Aufenthaltstitel quasi erarbeiten. Seine Abschlussprüfung in Theorie und Praxis hat er auf Anhieb bestanden, und er wurde von „HolzWerk“ übernommen.

Weihnachten und Geburtstage feiern wir meist im erweiterten Familienkreis, wozu Ebrima längst gehört. Auch die Oma hatte „Abraham“, wie sie zu ihm sagte, ins Herz geschlossen. Und jedes Mal, wenn wir sie besuchten, fragte sie bange: „Darf er jetzt bleiba, da Bua?“ Dass er bleiben darf, hat Oma noch kurz vor ihrem Tod mitbekommen.



Oma hatte Ebrima in ihr Herz geschlossen und genoss das Zusammensein bei einem Familienfest.
 Foto: Gerald Baiker.

Angela Baer, geboren 1962 in München, engagiert sich seit Frühjahr 2015 beim Tübinger AK Asyl Südstadt in der Flüchtlingsarbeit, vor allem in der Unterstützung der Geflüchteten aus Gambia. Einem jungen Menschen aus einer scheinbar hoffnungslosen Situation einen Ausweg zu zeigen, ihn auf seinem

Weg zu begleiten und sich dann gemeinsam über den Erfolg zu freuen – dies zeichnet ihre Arbeit aus. Motiviert wird die Helferin u.a. durch ein Zitat von dem Autor und Jurist Heribert Prantl: „Man wird das 21. Jahrhundert einmal daran messen, wie es mit den Flüchtlingen umgegangen ist.“

Meine Begegnung mit arabischer Höflichkeit

تجربتي مع أدب التعامل العربي

Von Felix Urich

„Naiman, Abu Philipp!“, wurde mir einmal auf der Straße freudig zugerufen. Ein junger Syrer winkte mir und deutete auf meine frisch geschnittenen Haare.

Seit einigen Jahren engagiere ich mich im Freundeskreis Asyl Nehren. Daher kenne ich die meisten Nehrener Geflüchteten. Ich interessiere mich für andere Sprachen und Kulturen und versuche, von den Sy-

ren ein wenig Arabisch zu lernen.

Den mir zugerufenen Gruß kannte ich auch irgendwoher: Man äußert ihn, wenn jemand beim Friseur oder im Bad gewesen ist, insbesondere wenn jemand frisch rasiert ist. Der arabische Barbier schneidet ja üblicherweise nicht nur die Haare, sondern rasiert auch den Bart. Der Gruß bedeutet „mit Wonne“ (in ara-

bischer Schrift: نعيمًا). Doch wie lautete noch gleich die Antwort darauf?

Ich habe als Deutscher oft den Impuls, mit „Danke“ („Shukran“) zu antworten. Doch meist gibt es eine passendere, floskelhafte Erwiderung, die den Wunsch des Gegenübers variiert oder steigert, in diesem Fall: „Allah ynam alek“ (etwa: „Allah gebe dir Wonne“).



Der arabische Barbier schneidet üblicherweise nicht nur die Haare, sondern rasiert auch den Bart.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Als ich diese Redewendung kennenlernen sollte, wurde ich interessiert gefragt: „Was sagt man da auf Deutsch?“ Ich überlegte und antwortete: „Meistens sagt man nichts. Vielleicht fragt man: ‚Warst du beim Friseur?‘ Oder scherzhaft: ‚Bist du die Treppe runtergefallen?‘“

Überhaupt gibt es Grußformeln im Arabischen in vielen Varianten und für eine Fülle an Gelegenheiten. Als Beispiel sei der Gruß „Marhaba“ („Hallo“) angeführt. Er bedeutet wörtlich so viel wie „Willkommen“. Als Erwiderung kann man dies zu „Marhabteen“ steigern. Dies heißt: „Zweimal willkommen“. Das Arabische besitzt eine eigene Pluralform, speziell für zwei Dinge, den sogenannten Dual. Oder man wünscht sich: „Sabah Al Cher!“ („Guten Morgen“, wörtlich: „Morgen der Freude!“) und antwortet mit der Variante „Sabah Innur“ („Morgen des Lichts!“). Mich trafen oft erstaunte Blicke, dass auf Deutsch in vielen Situationen keine Entsprechung existiert, mit einer einfachen Wortwiederholung geantwortet wird („Hallo!“ – „Hallo!“), oder „Danke“, im besten Fall „Danke gleichfalls!“ entgegnet wird.

Doch warum sprach mich der junge Syrer mit „Abu Philipp“ an?

„Abu Philipp“ bedeutet „Vater von Philipp“. Philipp ist der Name meines Sohnes. Im Nehrener Sprachkurs war diese traditionelle, in Syrien übliche Anrede einmal Thema: Die Syrer erzählten, wie sie genannt werden, zum Beispiel „Abu Shvan“ („Vater von Shvan“) und überlegten, wie die deutschen SprachlehrerInnen in diesem System wohl heißen würden (zum Beispiel: „Umm Felix“ („Mutter von Felix“)).

Diese Anrede ist auch heute insbesondere bei jungen Eltern nicht nur in Syrien, sondern auch in Deutschland weitverbreitet. Genannt wird der erste Sohn;

gibt es keine Söhne, wird der Name der ältesten Tochter verwendet. Man sieht daran unter anderem, welche besondere Rolle für den ältesten Sohn vorgesehen ist: Er wird in der Zukunft die Verantwortung für das Wohlergehen und den Zusammenhalt der Familie tragen. Aber dabei ist er nicht alleine: Alle helfen mit. Es ist mir in syrischen Familien mehrmals begegnet, dass jedes Mitglied der Großfamilie – je nach der finanziellen Lage – etwas für eine Operation oder teure Medikamente in den Topf wirft.

Im Anschluss an den Gruß zum erfolgreichen Friseurbesuch könnte das Gespräch so weitergehen, dass man sich nach dem gegenseitigen Befinden erkundigt. Man hört hier bei Syrern für „Wie geht’s?“ manchmal die Wendung „Shlonak?“ (gerichtet an einen Mann) oder „Shlonik“ (gerichtet an eine Frau). Je nachdem, ob man zu einem Mann oder einer Frau spricht, verwendet man im Arabischen unterschiedliche Endungen. „Shlonak/Shlonik“ bedeutet dabei ungefähr „Was für eine Farbe hast du?“, im Sinne von „Wie ist deine Stimmung?“. Die Antwort darauf lautet meistens schlicht: „Alhamdallah!“ („Gepriesen sei Gott!“). Es ist vielleicht so, als würde man auf Deutsch „Halleluja“ antworten, als Lobpreis und Dank dafür, dass es einem gut geht.

Die Begegnungen mit der arabischen Sprache und Kultur stellen für mich eine persönliche Bereicherung dar. Manchmal überlege ich im Stillen, was ein Sprecher des Arabischen in dieser oder jener Situation wohl sagen würde. Ich stelle mir vor, dass ich das nächste Mal bei einem deutschen Friseur sein werde. Mir wird zum Schluss mein Hinterkopf im Spiegel gezeigt. Ich werde freundlich gefragt: „OK so?“ – Dann ergänze ich für mich: „Naiman, Abu Philipp!“

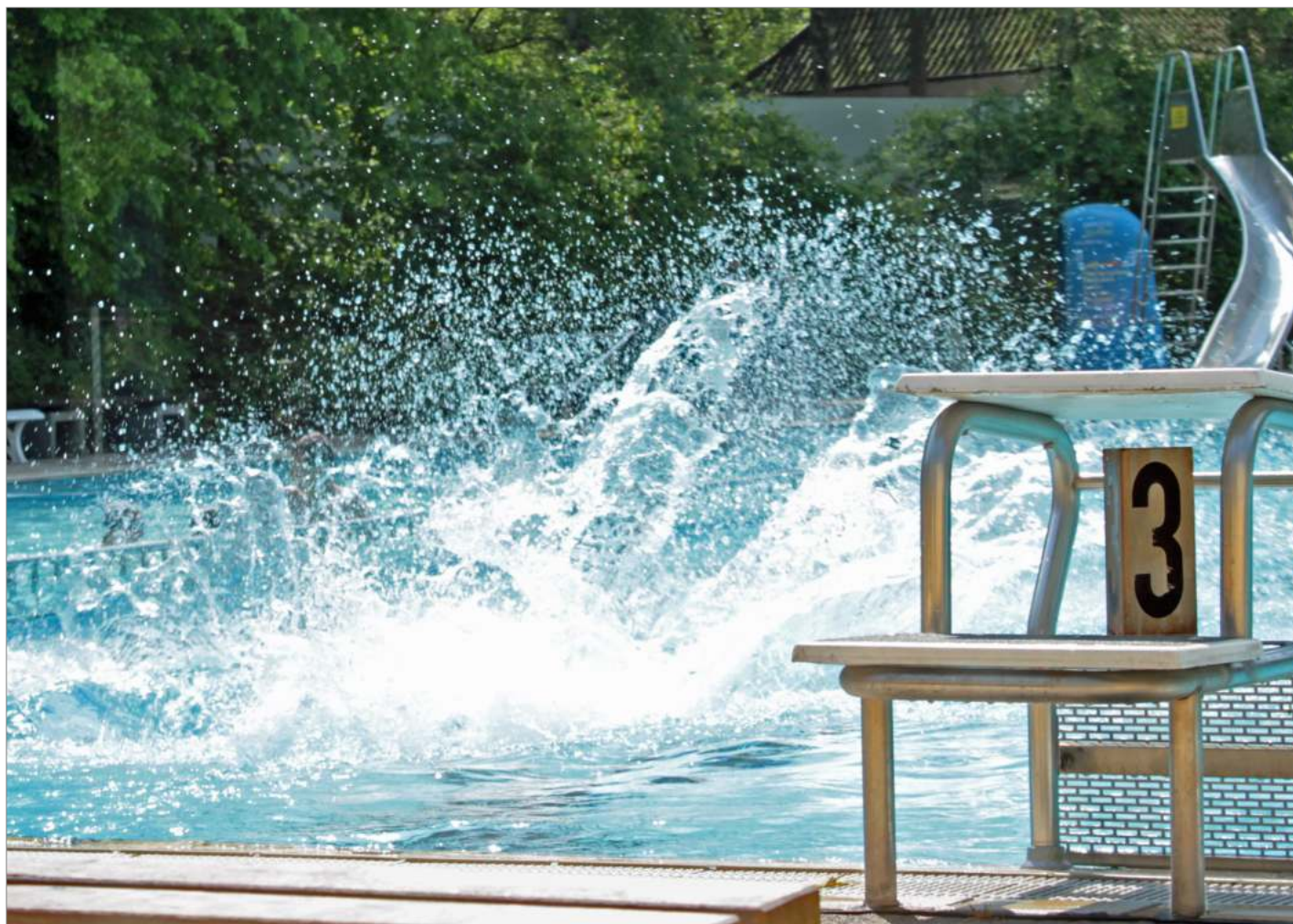


Felix Urich ist angetan von der Poesie arabischer Redewendungen. Foto: Archiv Felix Urich.

Felix Urich, geboren 1975 in Lübeck, lebt in Nehren. Seit 2016 engagiert er sich in der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit und erfährt hierbei Vieles über die persönlichen Lebenssituationen der Menschen. So erlebt er oft, wie schwierig es sein kann, sich im deutschen Bürokratie-Dschungel zurechtzufinden. In verschiedenen Medien informiert er sich über die Situation und Lebensumstände in den Herkunftsländern der Geflüchteten. Er möchte zu einer Willkommenskultur beitragen und die auf eigenen Reisen erfahrene Gastfreundschaft zurückgeben. Er hat den Eindruck, mit wenig Aufwand viel helfen zu können.

... und man bekommt so viel Schönes zurück

Von Dagmar Müller



Das Projekt „Schwimmen für alle Kinder“ gibt den SchülerInnen (Schwimm-)Sicherheit mit.

Foto: Pixelio/Uschi Dreucker.

1975 Sindelfingen. Ich blickte von meinem Balkon zu dem Altenheim hinüber. Hinter den Fenstern sah es traurig aus. Ich beschloss, es zu besuchen. Einfach so, ich kannte da niemanden. Niemand begegnete mir als ich durch den Flur in den Aufenthaltsraum ging. Das war der Raum, den ich von meinem Balkon aus gesehen hatte. Niemand saß hier drin. Warum auch? Der eine oder andere Tisch hatte einen Stuhl als Begleiter, manche auch zwei oder drei. Andere Stühle waren aufgestapelt, wieder andere waren kaputt und standen ganz am Rand, bei der

abgeblätterten Tapete. Der Fernseher, der wohl einmal der Mittelpunkt für geselliges Beisammensein gewesen war, stellte sich selbst vor: „Außer Betrieb“. Wenige Lampen gaben noch Licht. Die Gardinen waren – wie die BewohnerInnen – ergraut, manche hatten ihren Halt verloren. Gemütlichkeit? Aufenthalt? Nicht doch. Wären da nicht die betagten Bewohnerinnen gewesen, die resigniert sagten, „wir würden ja gerne dahin gehen, wenn ...“ Nach einem Jahr hatte die Initiative „mit Herz helfen“ die Wände gestrichen, neue Gardinen genäht, schöne Lampen instal-

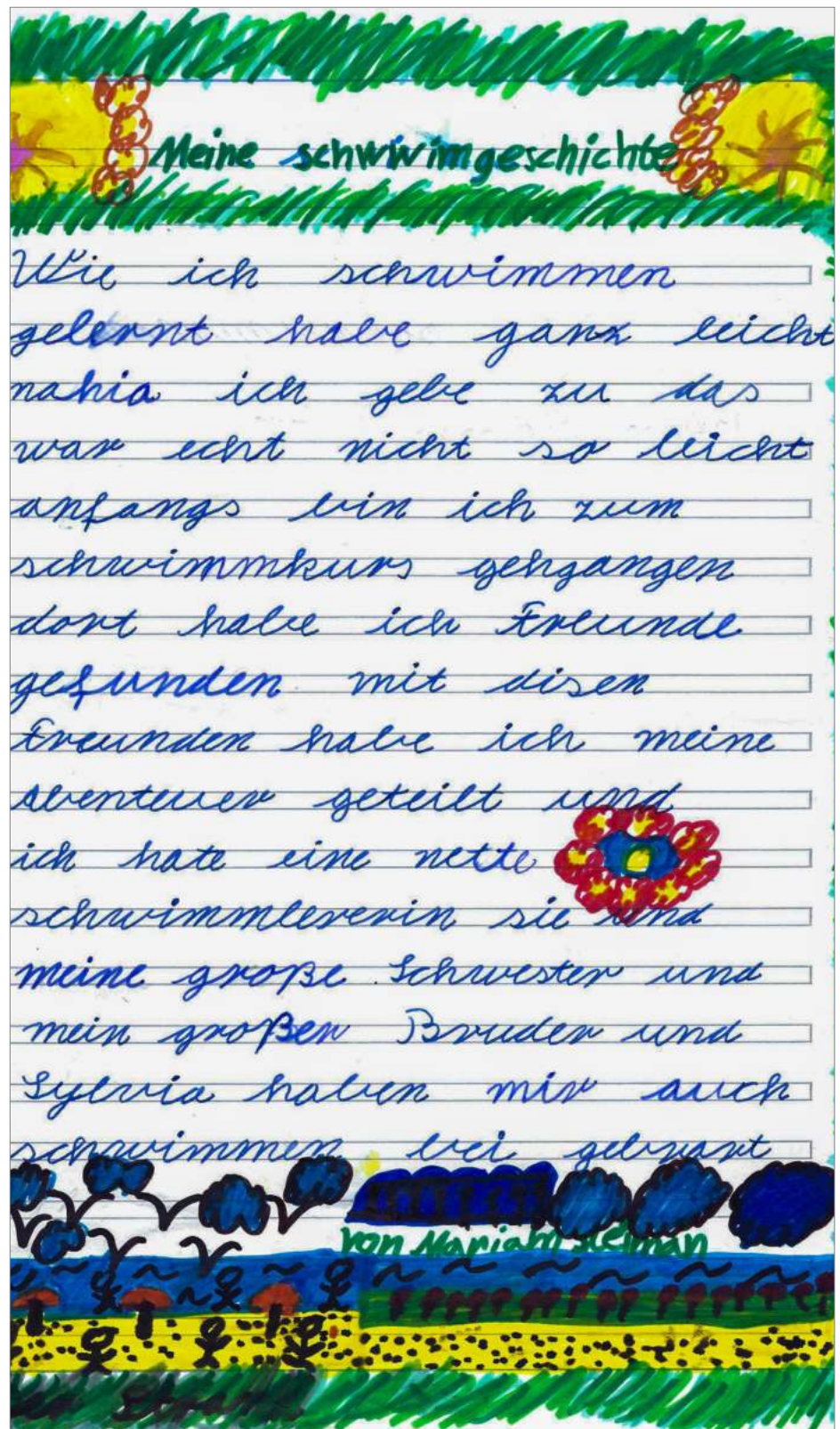
liert, gemütliche Möbel eingeräumt und einen neuen Fernseher aufgestellt. Auf dem Balkon von gegenüber konnte ich es sehen: Lebensfreude war wieder eingezogen.

2011 San José, Costa Rica. Es war eine tolle Veranstaltung, im Theater in San José. Frauen hatten sich zusammengetan und alte Stühle künstlerisch restauriert, bemalt, mit Mosaiken beklebt. Wahre Kunstwerke warteten auf ein gemütliches Zuhause, in dem sie in ihrer Schönheit auch ihren Nutzen im Alltag der BesitzerInnen beweisen konnten. Der finanzielle

Lohn der ehrenamtlichen Arbeit wurde in Schulmaterialien und Schulbücher umgewandelt. Bücher für die Kinder in den Bergschulen. Dort, wo nur die LehrerInnen ein Buch hatten. Mein Spanisch war zu schlecht um mitzureden, also machte ich das, was ich konnte: Fotos von bewegenden Augenblicken, wie Kinder, das erste Mal in ihrem Leben, ein eigenes Buch in den Händen hielten. „Libros para todos“ – „Bücher für alle“.

2015 Tübingen Weststadt. Er kam mit seiner Familienbetreuerin zu mir nach Hause. Kuami (*Namen geändert) war zehn Jahre alt. Sein Blick klebte am Boden, die Hand war weich und ohne Kraft. „Hallo, Kuami, Du willst schwimmen lernen?“ Kuami nickte. Er wollte alles richtig machen. Sein halbes junges Leben war er auf der Flucht. Angstbesetzt, nicht nur ängstlich, eingeschüchtert, nicht nur schüchtern, verunsichert, nicht nur unsicher. Er machte, was man ihm sagte. Für ihn war das okay so. „Kuami, schau mich doch an, sonst erkenne ich Dich das nächste Mal ja gar nicht im Schwimmkurs.“ Seine Augen waren traurig. Kuami wurde der 13. Teilnehmer in der Initiative „Schwimmen für alle Kinder“. Nach 15 Monaten machte Kuami das Bronzene Abzeichen. Er tollte durch das Wasser, er strahlte vor Glück und Übermut, er winkte voller Freude, wenn er seine SchwimmlehrerInnen im Freibad sah. 15 Monate Neues erleben. Kuami schwimmt sicher, ist selbstbewusst und frei von Angst. Seine Augen strahlen.

2020 Tübingen im Fahrradtunnel. Sie hatte gerade den Schwimmkurs abgesagt, wegen Kopfweh. Jetzt sah ich sie vor mir joggen. Ich hielt an. Dass ich ärgerlich war über die kurzfristige Absage, merkte sie. Kopfweh, Absage und jetzt joggen??? „Du weißt nicht, wie ich mich fühle“, sagte sie, „ich kann jetzt nicht schwimmen lernen, ich muss jetzt joggen.“ Abends



Auch Schwimmschülerin Mariam steuerte eine Geschichte zum Mut-Mach-Buch „Meine Schwimmgeschichte“ bei.

Foto: Dagmar Müller.

Wir erhalten unseren Lohn in einer anderen Währung.



schrieb ich ihr eine WhatsApp und fragte, ob es ihr hilft, wenn sie eine Lehrerin hat, die sich erst einmal nur um sie kümmert. Sie sagte: „Ich mag die Gruppe am Mittwoch, die anderen Mädchen, sie tun mir so gut.“ Sie ist viel allein. Jetzt lernt sie mit ihrer Schwester mittwochs in der Gruppe schwimmen und samstags mit einer Schwimmlehrerin. In den letzten Wochen hat sie mehr Fortschritte gemacht als im letzten Jahr.

Wir wissen nicht, was andere fühlen, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Sie haben viel mehr Narben als wir. Wir können nur hinschauen und vielleicht erahnen, was ihnen guttut.

Ehrenamt? Sich freiwillig engagieren? Ohne Lohn arbeiten?

Wir sind frei in dem, was wir tun. Wir lernen ein Leben lang und werden reich dabei. Wir erhalten unseren Lohn in einer anderen Währung.

Dank dem Engagement von Ehrenamtlichen bekommen geflüchtete Kinder Schwimmunterricht.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.



Mit ihrem Lebensmotto „Mit Herz helfen“ packt Dagmar Müller seit über 45 Jahren ehrenamtlich an.

Foto: Gerd Müller.

Dagmar Müller, geboren 1952 in Wilhelmshaven, liebt den Wind und das Meer und wohnt heute in Tübingen. Seit den 70er Jahren hat sie vielerorts ehrenamtlich angepackt. „Mit Herz helfen“ ist ihr Lebensmotto. Sie engagiert sich

seit 2015 für Familien mit wenig Geld und Flüchtlingsfamilien, ist die Gründerin des Projekts „Schwimmen für alle Kinder“ und die Herausgeberin des Mut-Mach-Buches „Meine Schwimmgeschichte“. Ihre Motivation ist es, Kindern und Ju-

gendlichen neue Welten zu eröffnen, sie ein kleines Stück bewusster, selbstständiger, glücklicher zu machen. Sie möchte ihnen in ihrem Lebensrucksack etwas mitgeben, das sie nicht mehr verlieren können: Schwimmsicherheit.



Es lohnt sich, sich für andere,
fremde Menschen, einzusetzen.





In eigener Sache

Wir sagen Danke!

Von den EhrenamtskoordinatorInnen des Landkreises

Das Schicksal und die Ankunft der vielen geflüchteten Menschen aus verschiedenen Kontinenten und Ländern hat viele EinwohnerInnen im Landkreis Tübingen sehr bewegt. Seit 2015 ist daraus eine Fülle von Engagement entstanden: Ob es um die Bedarfe des alltäglichen Lebens geht oder um Asylrecht, Wohnungssuche, Deutschkurse, Arbeitsmarktintegration und vieles andere mehr, das alles sind wichtige und

komplexe Themen, mit denen freiwillig Engagierte in der Flüchtlingshilfe konfrontiert waren und noch immer sind. Sie haben zahlreiche Angebote und Projekte für geflüchtete Menschen initiiert und die Geschichten in diesem Heft spiegeln dieses großartige Engagement in seinen vielen Facetten wider. Wir möchten es auf diese Weise ins Licht rücken und Ihnen somit

GANZ HERZLICH DANKE sagen – für das, was Sie im Kleinen und Großen leisten.

Ihre wunderbaren Geschichten haben uns nachdenklich gemacht, zum Lachen gebracht und zu Tränen gerührt.

DANKE dafür, dass Sie Ihre Erfahrungen und Erlebnisse für uns und andere Menschen aufgeschrieben haben.



Zur Unterstützung freiwillig Engagierter, haben Landkreis, Städte und kirchliche Einrichtungen Stellen für hauptamtliche AnsprechpartnerInnen geschaffen. Die Gruppe trifft sich mehrmals im Jahr zum Austausch zu verschiedenen Themen, die das Ehrenamt betreffen. Unter ihren Kontaktadressen bei den jeweiligen Porträts auf den folgenden Seiten stehen sie für Fragen und Anliegen bereit.

Obere Reihe von links: Beate Ulmer, Anne Judersleben, Angela Baer, Wolfgang Jüngling, Pia Kuhlmann, Petra Schreckenbach; vordere Reihe von links: Boris Kühn, Hanna Hahn, Claudia Lüdtkke.

Foto: tünews INTERNATIONAL/Mostafa Elyasian.

Im Porträt

Die EhrenamtskoordinatorInnen stellen sich vor

Von den EhrenamtskoordinatorInnen des Landkreises

Für die Verknüpfung und Förderung der verschiedenen Initiativen wurden im Landkreis Tübingen Anlaufmöglichkeiten für

freiwillig Engagierte eingerichtet. Der Landkreis Tübingen, die Kommunen und

die Kirchen schufen Stellen für hauptamtliche EhrenamtskoordinatorInnen.



Angela Baer.

Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.



Hanna Hahn.

Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.



Anne Judersleben.

Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

Angela Baer, Arbeitskreis Asyl Südstadt, Katholische Gesamtkirchengemeinde Tübingen

Das wohlwollende „Wir schaffen das“ im Jahr 2015 hat mich inspiriert, in die Flüchtlingsarbeit einzusteigen – und das abweisende „Wir schaffen das nicht“, das kurz danach kam, hat mich irritiert. Ich bin verantwortlich für den Arbeitskreis Asyl Südstadt in Tübingen. Durch die Arbeit habe ich so viele tolle Ehrenamtliche kennengelernt, die Menschen in Not willkommen heißen und sie, wenn sie dies wünschen, bei all ihren Angelegenheiten unterstützen. Mit viel Empathie, hoher Kompetenz und der nötigen Ausdauer. Sie machen kein Aufhebens um ihr Tun – sie sind einfach da und schaffen. Wunderbar.
info@akasylsued.de oder 07071-78220

Hanna Hahn, Flüchtlingsbeauftragte für den Landkreis Tübingen

Mit meinem Amtsantritt im Februar 2019 wurde die Ehrenamtsbegleitung zur Hauptaufgabe der Stelle ernannt. Dies war eine bewusste Entscheidung des Hauses und ein Zeichen: Engagierte Menschen verdienen in ihrer Arbeit Ansprache, Unterstützung und Wertschätzung. Manchmal bedarf es auch der Moderation. Meinen Auftrag verstehe ich in erster Linie als Beziehungsarbeit. Indem ich zuhöre und mich aktiv im Landkreis bewege, ergeben sich die Projekte, Fortbildungen und Austauschformate die gemeinsam und vor Ort umgesetzt werden. Die Geschichten, die mir dabei begegnet sind, haben mich ermutigt, das Projekt „Ehrenamtsgeschichten“ zu initiieren.
H.Hahn@kreis-tuebingen.de oder 07071-2076123

Anne Judersleben, Ehrenamtskoordination in der Erstaufnahmeeinrichtung Tübingen, Diakonisches Werk Tübingen

Ehrenamt in der EA Tübingen ist ein unabdingbarer Bestandteil im Ankommens-Prozess. Abwechslung von bürokratischen Herausforderungen durch Spiel und Spaß für Kinder sowie Entlastung für die Frauen kommt durch die Vielfalt des Engagements zustande. Freude macht mir, dieses Engagement begleiten zu dürfen. Die positiven Effekte, die durch das Ehrenamt für unsere hiesige Zielgruppe erwirkt werden, gestalten meinen Arbeitsalltag sinnvoll und den der Frauen und Kindern angenehm, zeitweilig unbeschwert, sorgenfrei. Hierfür danke ich von ganzem Herzen allen Engagierten.
Judersleben.diakonie@evk.tuebingen.org oder 07071-9655147



Wolfgang Jüngling.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.



Boris Kühn.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.



Pia Kuhlmann.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

Wolfgang Jüngling, Flüchtlingsbeauftragter der Stadt Rottenburg am Neckar

Ich begleite diese Stelle seit Februar 2015. Unglaublich viele Menschen haben in den letzten Jahren ihren Beitrag zur Integration geflüchteter Menschen in der Stadt Rottenburg geleistet. Der / Die Einzelne hat dabei vielleicht nur die Unterstützung gesehen, die er / sie einer Einzelperson oder einer Familie hat zukommen lassen. Ein erweiterter Blick zeigt aber, dass alle Puzzleteile zusammen das Bild eines friedvollen Zusammenlebens in der Stadtgesellschaft ergeben. Dabei hatten und haben Spaß und Freude auch in schwierigen Zeiten immer ihren Platz. Teil dieser großartigen Gemeinschaft sein zu dürfen, erfüllt mich mit großer Dankbarkeit. willkommenskultur@rotenburg.de oder 07472-165426

Boris Kühn, Integrationsbeauftragter bei der Stadtverwaltung Mössingen

Ich arbeite seit gut vier Jahren in Mössingen und koordineiere dort für die Stadtverwaltung den Themenbereich „Integration“, nicht nur von Geflüchteten. Eine meiner Aufgaben ist die Zusammenarbeit mit dem Freundeskreis Asyl Mössingen und mit anderen Menschen und Gruppen, die sich für Geflüchtete engagieren. Es ist schön zu sehen, dass das Engagement in Mössingen kein Strohfeuer war und dass sich viele Ehrenamtliche seit inzwischen fünf Jahren mit großem Durchhaltevermögen und mit viel Erfahrung einbringen. b.kuehn@moessingen.de oder 07473-370122

Pia Kuhlmann, Beauftragte für kirchlich diakonische Flüchtlingsarbeit, Diakonisches Werk Tübingen

Ehrenamtliches Engagement ist für mich geprägt durch viel Herzblut, Überzeugungen, kreative Ideen und dem Wunsch nach Veränderungen. Engagierte nutzen ihre Freizeit dafür, Menschen zu helfen und Sachverhalte zu verändern. Das beeindruckt mich und fordert mich in meiner hauptamtlichen Arbeit heraus, diesen Engagierten so gut wie möglich zu zuarbeiten, sie zu unterstützen und gemeinsam mit ihnen zu arbeiten. Durch ehrenamtliches Engagement wird Integration erst möglich, es öffnet Türen zu unbekannte Welten, es gibt dieser unbekannten Welt ein Gesicht und macht dadurch Ankommen möglich. Kuhlmann.diakonie@evk.tuebingen.org oder 07071-930448

Claudia Lüdtke, Ethnologin und Logotherapeutin, Ehrenamtskoordinatorin bei CaDiFA (Caritasdienste in der Flüchtlingsarbeit), Caritas Tübingen

Was braucht es, damit alle Menschen in einer Vielfaltsgesellschaft gut miteinander leben können? Eine Antwort auf diese Frage finden ehrenamtlich Engagierte im Landkreis Tübingen seit Jahr(zehnt)en in der Begegnung, Begleitung und Beziehung mit geflüchteten Menschen. Sie sind wahre Brückenmenschen im Sinne Viktor Frankls: „Wollen wir eine Brücke schlagen von Mensch zu Mensch – und dies gilt auch von einer Brücke des Erkennens und Verstehens –, so müssen die Brückenköpfe eben nicht die Köpfe, sondern die Herzen sein.“

Ich freue mich sehr auf die Zusammenarbeit mit Ihnen allen!

luedtke.c@caritas-schwarzwald-gaeu.de
oder 0171-2251598



Claudia Lüdtke.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

Petra Schreckenbach, Flüchtlingskoordinatorin, Gemeinde Gomaringen

Als Flüchtlingskoordinatorin der Gemeinde Gomaringen bin ich derzeit für ca.100 Geflüchtete als Ansprechpartnerin für die Anschlussunterbringung zuständig. Dass die meisten Geflüchteten sich bei uns im Ort inzwischen gut eingelebt haben und innerhalb der Gemeinde ein hohes Maß an sozialem Frieden und ein sehr angenehmes Zusammenleben erreicht wurde, liegt nicht zuletzt an der Mitwirkung eines äußerst engagierten und aktiven Flüchtlingsnetzwerkes. Mit ihm haben wir einen ausgesprochen kompetenten und motivierten Partner an unserer Seite, der uns stets im Alltag begleitet. Dafür herzlichen Dank!

PSchreckenbach@gomaringen.de oder
07072-91552700



Petra Schreckenbach.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

Beate Ulmer, Koordinatorin für freiwillige Flüchtlingsarbeit, Universitätsstadt Tübingen

Seit drei Jahren bin ich Ansprechpartnerin für Menschen, die sich freiwillig engagieren oder dies zukünftig tun wollen. In meiner Arbeit begegne ich vielen Menschen, die mit viel Herz und Energie und oft mit viel Kreativität, anderen Menschen helfen, sich in ihrer neuen Umgebung heimisch zu fühlen. Nicht wegzuschauen, sondern die offene Begegnung zu suchen, frustrierende Situationen zu bewältigen und nicht aufzugeben, oftmals über einen langen Zeitraum – davor habe ich großen Respekt. Dieses Engagement ist wichtig für unsere vielfältige Gesellschaft. Das unterstütze ich gerne und gebe dafür mein Bestes.

Beate.Ulmer@tuebingen.de oder
07071-2041471



Beate Ulmer.
Foto: tünews INTERNATIONAL/M. Elyasian.

Blick ins Magazin



Ehrenamt



Engagement



Danke

